

04050n0171

N°Ex: 4281

Wege der Qualitätssicherung in der offenen Jugendarbeit

**Dokumentation der gleichnamigen Fachtagung in
Walferdingen am 8. November 2002**

Herausgegeben von
Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l.

LES CAHIERS CARITAS n°2

Beiträge:

Dr. Diethelm Damm
Dr. Waldemar Vogelgesang
Prof. Dr. Hiltrud von Spiegel
Dr. Manfred Schenk

Vorwort und Redaktion:

Christof Mann / Marthy Schmit

Ein besonderer Dank gilt dem Ministerium für Familie, soziale Solidarität und Jugend für seine freundliche Unterstützung der Initiative.

Impressum

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.

© 2003 Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l.

Umschlagfoto: Christof Mann

Druck und Satz: saint-paul luxembourg

ISBN 2-919974-25-4

Inhalt

Grußwort der Ministerin für Familie, soziale Solidarität und Jugend	5
Grußwort des Präsidenten von Caritas Jeunes et Familles a.s.b.l.	7
Vorwort des Herausgebers (Christof Mann, Marthy Schmit)	9
Bedürfnisorientierte Jugendarbeit (Diethelm Damm)	15
Geäußerte Bedürfnisse und pädagogische Wirklichkeit: Wege der Freizeitgestaltung von Jugendlichen (Waldemar Vogelgesang)	33
(Selbst-)Evaluation in der Jugendarbeit (Hiltrud von Spiegel)	59
Qualität und Qualitätssicherung in der Jugendarbeit (Manfred Schenk)	89
Die Autoren	111



Grußwort



In den letzten Jahren hat sich die professionelle Jugendarbeit in Luxemburg stark entwickelt, die Anzahl der Jugendhäuser ist auf über 30 angewachsen. In allen Städten und vielen anderen Gemeinden existieren Jugendhäuser, die sowohl Alternativen zu kommerziellen Freizeitangeboten darstellen als auch Wege der Integration in die luxemburgische Gesellschaft aufzeigen.

Da sich die Jugendhäuser in ihren Angeboten an den lokalen Gegebenheiten orientieren, sind sie durch eine grosse Diversität gekennzeichnet. Um jedoch ein hohes pädagogisches Niveau sowie den in der Jugendarbeit notwendigen Innovationsgeist zu sichern, ist ein System der Qualitätssicherung notwendig.

Ein Weg der Qualitätssicherung ist Evaluation, ob als Fremd- oder Selbstevaluation angelegt. Wie bereits in den Verträgen (Konventionen) zwischen Trägern der offenen Jugendarbeit und dem Staat vorgesehen, soll Evaluation ein fester Bestandteil der Leistungen werden. Mittelfristig wird Evaluation für das Jugendministerium als Bedingung für eine finanzielle Förderung eine wichtige Rolle spielen.

Dabei liegt es sicher im Interesse aller, in der Öffentlichkeit den Sinn und die Effizienz der finanziellen Mittel belegen zu können. Darüber hinaus soll Evaluation in erster Linie der Qualitätssicherung und der Reflexion dienen. Nur über diesen Weg kann die in der Jugendarbeit notwendige Anpassungsfähigkeit gewährleistet werden.

Systematische Selbstevaluation zeigt auch Erfolge auf und es werden nicht immer nur die offensichtlichen Probleme thematisiert, wie es allzu schnell in der alltäglichen, unsystematischen Reflexion geschieht. Systematische Selbstevaluation ist in diesem Verständnis eine Methode, mit deren Hilfe professionelles Handeln reflektierbar, diskutierbar und kontrollierbar gemacht werden kann. Sie verfolgt das Ziel, dieses Handeln zu bilanzieren, zu qualifizieren und zu stärken. Voraussetzung ist eben die Anwendung einer nachvollziehbaren und systematischen Methode. Dabei soll später eine externe, unabhängige Evaluation diese methodischen Schritte in regelmäßigen Abständen begleiten.

Dabei sollen auch Aufwand und Nutzen in einem richtigen Verhältnis stehen. Deshalb wurde auch bei der Entwicklung einer solchen Vorgehensweise von Seiten des

Ministeriums Wert auf einen möglichst breiten Dialog mit den betroffenen Trägern und Jugendarbeitern gelegt.

In diesem Sinne begrüßen wir auch die Bereitschaft von Caritas Jeunes et Familles, sich an dieser Diskussion aktiv zu beteiligen. Das Seminar, das am 8. November 2002 in Walferdingen stattfand sowie die hier wiedergegebenen Beiträge zeugen von der inhaltlichen Qualität der Debatte und dem Interesse an dem begonnenen Prozess.

Marie-Josée Jacobs

Ministerin für Familie, soziale Solidarität und Jugend

Grußwort



Caritas Jeunes et Familles ist seit geraumer Zeit in der Kinder- und Jugendarbeit in Luxemburg aktiv. Das Umfeld der Jugendarbeit hat sich in den letzten Jahren stark verändert: Jugendhäuser wurden in grosser Zahl im ganzen Land eröffnet. Das gesetzliche Umfeld wurde stark beeinflusst durch das ASFT-Gesetz, welches den Trägern von offenen Jugendhäusern umfangreiche Qualitätssauflagen macht.

Qualität in einem so wichtigen Arbeitsfeld wie der Jugendarbeit ist unerlässlich.

Doch was versteht man unter Qualität, und noch wichtiger: wie gelingt es die festgelegten Qualitätsmassstäbe in einem so komplexen Umfeld wie der offenen Jugendar-

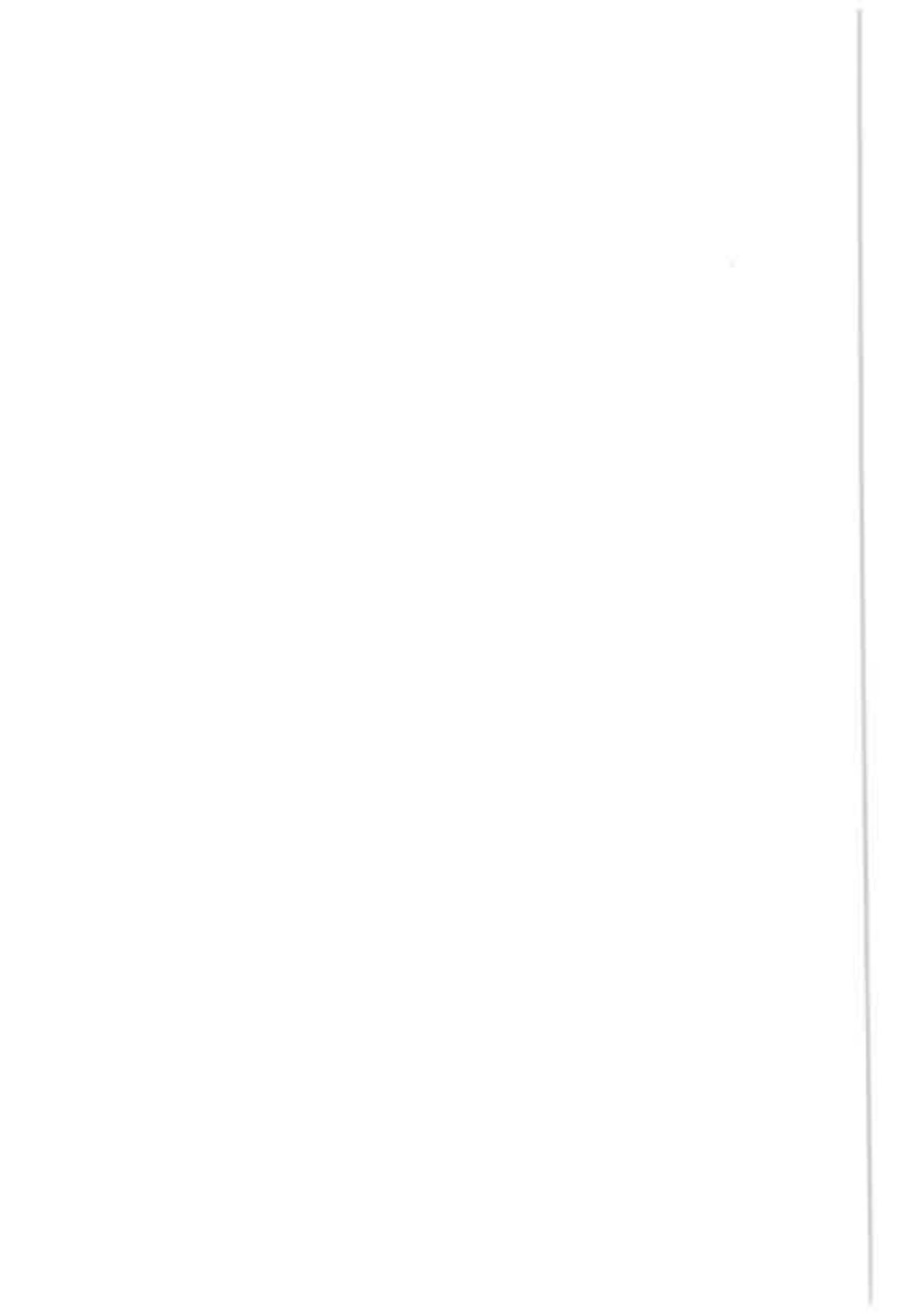
beit zu erfassen und zu sichern, und aus den Ergebnissen die eventuell erforderlichen Massnahmen zu treffen?

Caritas Jeunes et Familles sieht es als eine Herausforderung, diese Diskussion auf professioneller Ebene weiter anzuregen. Aus diesem Gedanken wurde das Konzept dieser Tagung ausgearbeitet; durch das Mitwirken von professionellen Spezialisten aus dem benachbarten Ausland hoffen wir neue Inputs, Arbeitsmethoden und Erfahrungswerte in die Diskussion um Qualitätssicherung in luxemburgischen Jugendhäusern einzubringen.

Ich bedanke mich bei unseren Mitarbeitern Christof Mann und Marthy Schmit, welche massgeblich an der Idee dieser Tagung und deren Organisation beteiligt waren. Desweiteren möchte ich mich bei dem Familienministerium bedanken, unter dessen Schirmherrschaft die Tagung stattfand, sowie bei der Gemeinde Walferdange für die wertvolle Unterstützung beim Ablauf der Tagung. Ich bin sicher dass mit der Publikation der Beiträge dieser Tagung ein wichtiges Dokument entstanden ist.

Marc Hengen

Präsident von Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l.



Vorwort

Christof Mann, Marthy Schmit

Im Bereich der sozialen Arbeit im Land Luxemburg ist in den letzten 30 Jahren ein deutlicher Trend zur Professionalisierung zu verzeichnen. Der Trend zur Verberuflichung ist ungebrochen; daneben ist eine verstärkte Akademisierung im Sektor zu beobachten. Die professionellen Mitarbeiter gewinnen eine immer größere Bedeutung. Analog dazu hat das Ehrenamt zahlenmäßig an Bedeutung verloren, während es aber nach wie vor hohe gesellschaftliche Anerkennung genießt.

Neben der caritativen, humanitären oder religiösen Verpflichtung einiger Träger beauftragt der luxemburgische Staat zunehmend verschiedene Träger aus dem Bereich der sozialen Arbeit, die für die Konzeption und Durchführung professioneller Dienstleistungen verantwortlich sind. Soziale Arbeit durchdringt viele Lebensbereiche des Bürgers und ist für immer mehr Problembereiche zuständig. Damit steigen die Anforderungen an die Professionellen.

Dieser Trend ist auch im Bereich der Jugendarbeit zu erkennen: Zwar hat die Jugendarbeit bei weitem noch nicht den Stellenwert erfahren wie andere Bereiche, doch sind gerade in Luxemburg in den letzten Jahren bedeutende Veränderungen zu beobachten.

Offene Jugendarbeit wurde vermehrt auch als eine wichtige kommunale Aufgabe anerkannt; Jugendhäuser gehören zunehmend zur kommunalen Standardinfrastruktur, die – staatlich kofinanziert und gefördert – durch verschiedenste Assoziationen inhaltlich getragen werden.

Auf der Zielebene wurde vielfach der pädagogisierende Anspruch zurückgenommen. Hinsichtlich der Zielgruppen kümmert sich die offene Jugendarbeit in den Jugendhäusern vermehrt um die sog. „unorganisierten“ Jugendlichen und versteht sich damit ergänzend zur existierenden Jugendverbandsarbeit. An den Rändern der Konzepte verwischen oft die Grenzen zwischen Jugendarbeit, Sozialpädagogik und Sozialarbeit, was ebenfalls gesteigerte Anforderungen an das Personal stellt. Im Zuge dieser Entwicklungen wurde die Notwendigkeit hauptamtlicher Mitarbeiter in den Jugendhäusern allgemein anerkannt; insofern kann für diesen Sektor von einer zunehmenden Professionalisierung gesprochen werden. In den letzten 10 Jahren sind eine Vielzahl von Jugendhäusern im Land geschaffen worden, die gemeindenah offene Jugendarbeit anbieten.

Im Zuge der allgemeinen Professionalisierungstendenz im Bereich der sozialen Arbeit werden die Fragen nach der Legitimierung und der Wirksamkeit immer lauter. Gerade in den Bereichen der sozialen Arbeit, die nicht in Standardabläufe ge-

gossen werden können und sich auf den ersten Blick wenig transparent zeigen, stellt sich das Grundproblem des Nachweises von Effektivität und Effizienz: Ist die Arbeit ihre Kosten wert? Wie wirkt die Maßnahme? Welche Zielgruppe erreicht sie? Welche Arbeitsqualität kann sie aufweisen?

Die beiden Jugendhäuser „Woodstock“ (Walferdingen) sowie „Am Quartier“ (Luxemburg Stadt) stellten sich, unterstützt von dem Träger Caritas Jeunes et Familles, diesen Fragen und entwickelten die vorliegende Initiative. Sie soll einen Beitrag zu der Qualitätsdiskussion darstellen, der sich nahe am Konzept und Arbeitsalltag der Einrichtungen orientiert und so auch die begrenzten Ressourcen einer kleinen Einrichtung berücksichtigt.

Die Motivation zu der Initiative entsprang zum einen dem Wunsch, die von den Kostenträgern eingesetzten Mittel optimal zu nutzen; zum anderen hat die Motivation etwas mit den vielen Unsicherheiten und Unwägbarkeiten zu tun, die die offene Jugendarbeit bestimmen. Offene Jugendarbeit wird als Produkt verstanden: Sie wird bestimmt von den Mitarbeitern, von den übrigen vorhandenen Ressourcen, dem Konzept sowie der Größe „Besucher“.

Von dem Qualitätsentwicklungsprozess erhoffte man sich, einige Sicherheiten für den Arbeitsalltag entwickeln zu können und Möglichkeiten an die Hand zu bekommen, größere Veränderungen über den konkreten Alltag hinweg zu erkennen und zu dokumentieren.

Die der Publikation zugrunde liegende Tagung bildete gewissermaßen einen Höhepunkt in einem zweijährigen Organisationsentwicklungsprozess der beiden Jugendhäuser. Obwohl eines der Häuser in einer eher kleinstädtischen Umgebung liegt und das andere im hauptstädtischen Bahnhofsviertel angesiedelt ist und sich außerdem die beiden Häuser auch in der Wochenorganisation unterscheiden, gibt es doch viele Gemeinsamkeiten, an denen angeknüpft wurde:

Beide Häuser sind kleinere Strukturen mit drei hauptamtlichen Mitarbeitern. Beide Häuser verfügen dank der Kostenträger über eine großzügige Infrastruktur und ein ausreichendes Budget. Und: Beide Häuser sind täglich mit den gleichen Problemen konfrontiert, die offene Jugendarbeit mit sich bringen (z.B. Fluktuation, schwankende Besucherzahlen, Inklusion vs. Exklusion, schwierige Jugendliche, Dominanz einzelner Gruppen im Haus, Programm vs. Offenheit u.v.m.).

An diesen Gemeinsamkeiten wurde 1999 angeknüpft, als die beiden Jugendhäuser mit der Absicht in Kontakt traten, einen gemeinsamen Qualitätssicherungsprozess auf den Weg zu bringen.

Zunächst wurden die vorhandenen Konzepte weiterentwickelt, verschriftlicht, ausgetauscht und diskutiert. In der nächsten Phase bildeten Mitarbeiter der beiden Häuser einen sog. Qualitätszirkel, in dem in regelmäßigen Treffen aktuelle Themen diskutiert wurden. Hier wurden auch die z. T. schon vorhandenen Dokumentationsinstrumente

ausgetauscht und eingesetzt. In dieser Phase traten die beiden Einrichtungsleiter mit Manfred Schenk (Forschungsstelle für Regionale Jugendhilfeforschung, Universität Trier) in Kontakt und beauftragten ihn mit der Entwicklung weiterer Dokumentationsinstrumente, die auf den Alltag in den Häusern abgestimmt waren (auf die Instrumente wird noch im Einzelnen eingegangen werden). Die verschiedenen Instrumente wurden eingesetzt und nach den ersten Erfahrungen modifiziert.

Parallel zu diesen Entwicklungen wurde die Öffentlichkeitsarbeit der Häuser weiterentwickelt.

Die beiden Partnerhäuser erlebten die Auseinandersetzung mit der Effektivität und Effizienz der täglichen Arbeit als sehr fruchtbar. In erster Linie brachte sie eine gewisse Sicherheit in die Arbeit, und zwar sowohl in die interne Arbeit wie auch in die Außendarstellung. Die Instrumente dokumentierten zum einen Tendenzen, die man „aus dem Bauch heraus“ schon immer geahnt hatte und legten zum anderen den Blick auf langfristige Entwicklungen frei, die normalerweise im Alltag untergehen. Dank der systematischen Dokumentation der Beratungssituationen konnte am Jahresende auch in diesem Bereich ein Resümee gezogen werden. Über die systematische Erhebung der Meinung der Nutzer mittels verschiedener Selbstevaluationbögen wurde die Beteiligung der Jugendlichen zu einem festen Konzeptbestandteil.

Rückblickend kann festgehalten werden, dass das wichtigste Resultat für uns die regelmäßige Beschäftigung mit der eigenen Arbeitsqualität war, die uns half, die tägliche Arbeit zu systematisieren und weiterzuentwickeln.

Die Tagung im letzten Herbst sollte einen Zwischenstop bilden, mit dem Ziel, unsere bescheidenen Ergebnisse in einen internationalen fachlichen Kontext zu stellen. Die Beiträge bauen in gewisser Weise aufeinander auf:

Im ersten Beitrag umreißt **Diethelm Damm** sein **Konzept der bedürfnisorientierten Jugendarbeit**. Dieses Konzept zeichnet sich durch eine große Variabilität aus, da es grosse individuell-konzeptionelle Freiräume lässt, mittels derer offene Jugendarbeit auf die vorhandenen Ressourcen und Gegebenheiten bezogen werden kann.

Hinsichtlich der Ressourcen weist Diethelm Damm zu Recht darauf hin, dass oftmals grosse Erwartungen an die Kompetenzen der Jugendarbeiter gestellt werden, die, wenn sie kommentarlos angenommen werden, zu Enttäuschungen führen müssen. Er rät zur Reduktion auf die vorhandenen Kompetenzen des Jugendarbeiters. Hinsichtlich der Gegebenheiten spannt er ein Konzept auf, das sich konsequent auf das vorhandene einlässt und daraus ein Grundkonzept für die Entwicklung einer punktgenau auf die Lebenswelt abgestimmten Jugendarbeit entwickelt.

Im nächsten Beitrag geht es um die Frage, **welche Bedürfnisse Jugendliche äußern**. Mit **Waldemar Vogelgesang** wurde ein Autor gefunden, der viele Fragen hinsichtlich der geäußerten Bedürfnissen von Jugendlichen aus dem Grossraum Trier beantwortet. Ausgehend von der Tatsache, dass in keinem anderen gesellschaftlichen

Bereich die veränderten Teilhabechancen so deutlich zu Tage treten wie im Jugendbereich, stellt er die Aktivitäten und Interessen Jugendlicher vor. Zentrale Punkte sind hier die Gruppe der Gleichaltrigen, Mobilität, der Umgang mit den neuen Medien sowie Einstellungen zu Partnerschaft, Bildung und Familie.

Für die Jugendlichen haben sich die Möglichkeitsräume enorm erweitert. Nach dem Verlust vorgegebener Ordnungen sind sie wie nie zuvor in die Lage versetzt, sich als selbstverantwortliche Planungsinstanz des eigenen Lebens zu begreifen. In keinem anderen gesellschaftlichen Bereich treten ihre veränderten Teilhabechancen so deutlich zutage wie im Freizeitsektor. Die Jugendlichen nutzen diese Zeit für eine große Bandbreite von Aktivitäten, erleben die Freizeit in einer hohen Intensität und schätzen sie vielfach über alles. Höchste Priorität haben gruppengebundene Unternehmungen. Ob Disko oder Kino, Verein oder Jugendhaus, Brauchpflege oder Shopping, ja selbst für zahlreiche politische Partizipationsformen der Jugendlichen gilt: Man will mit Altersgleichen zusammenkommen, um Bekanntschaften zu machen, Freundschaften zu pflegen, gemeinsam Spaß zu haben. Dass dabei auch adoleszenzspezifische Bedürfnisse der Selbstdarstellung, Anerkennung und Autonomie eine wichtige Rolle spielen, ist naheliegend. Hinzu kommt die wachsende Bedeutung räumlicher (und virtueller) Mobilität und die exponierte Stellung medialer Kommunikation. Auch wenn Jugend gemeinhin entlang von Bildung, Entfaltung eigener Identität, Ablösung von primären Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule) und Etablierung eigener sozialer Beziehungen im Rahmen von Gleichaltrigengruppen und Partnerschaften gesehen wird, so ist sie eben auch als gelebte Freizeit und Mobilität zu verstehen. Obwohl die meisten Jugendlichen (70%) mit ihrer Freizeit zufrieden sind, wünschen sie sich - vor allem, wenn sie in ländlichen Regionen wohnen - mehr Treffpunkte, eine Ausweitung des Angebots an kulturellen Einrichtungen und Veranstaltungen sowie einen besseren Zugang zu den neuen Medien.

Im **folgenden Beitrag** beschäftigt sich **Hiltrud von Spiegel** mit dem Thema **Selbstevaluation in der Jugendarbeit**. Basierend auf Erfahrungen aus unzähligen Projekten berichtet sie über die verschiedenen Möglichkeiten, die die Selbstevaluation bietet. Evaluation hat zurzeit in Deutschland Konjunktur. Die Finanzierung der Sozialen Arbeit wird inzwischen in vielen Arbeitsfeldern mit Auflagen zur Qualitätsentwicklung, Qualitätssicherung und Evaluation verknüpft. Das Land Nordrhein-Westfalen schreibt z.B. den Einrichtungen der Jugendarbeit vor, dass sie am sog. Wirksamkeitsdialog teilnehmen, wobei sie die Form der Qualitätsarbeit selbst bestimmen können. In der Jugendarbeit werden zurzeit hauptsächlich zwei Ansätze der Qualitätsbeurteilung diskutiert, die unter den Kürzeln „QQS“ („Qualitätsentwicklung, Qualitätssicherung und Selbstevaluation in der Kinder- und Jugendarbeit“) und „WANJA“ (Wirksamkeitsanalysen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit) firmieren. WANJA stellt den Einrichtungen fachlich begründete Kriteriensets zur Verfügung, mit Hilfe derer sie den Stand der pädagogischen und organisatorischen Arbeit ein-

schätzen und so Ansätze für die Optimierung finden können. QQS konzentriert sich auf die Qualitätsentwicklung durch Qualifizierung der professionellen Persönlichkeit und besteht aus Arbeitshilfen zur Konzeptionsentwicklung und zur (Selbst-)Evaluation mit Blick auf spezifische konzeptionelle Ziele und Qualitätskriterien. Was „gute Jugendarbeit“ ist, erarbeiten sich die Fachkräfte mit Hilfe der QQS-Arbeitshilfen selbst. Sie erwerben ein Know-how, um verschiedenste Qualitätserwartungen zu Zielen und Standards zusammenzuführen, diese Ziele einrichtungs- und kontextbezogen in Handlungsschritte und Strukturüberlegungen umzusetzen und ihre Arbeit an Hand der selbst entwickelten Ziele und Qualitätskriterien zu bewerten.

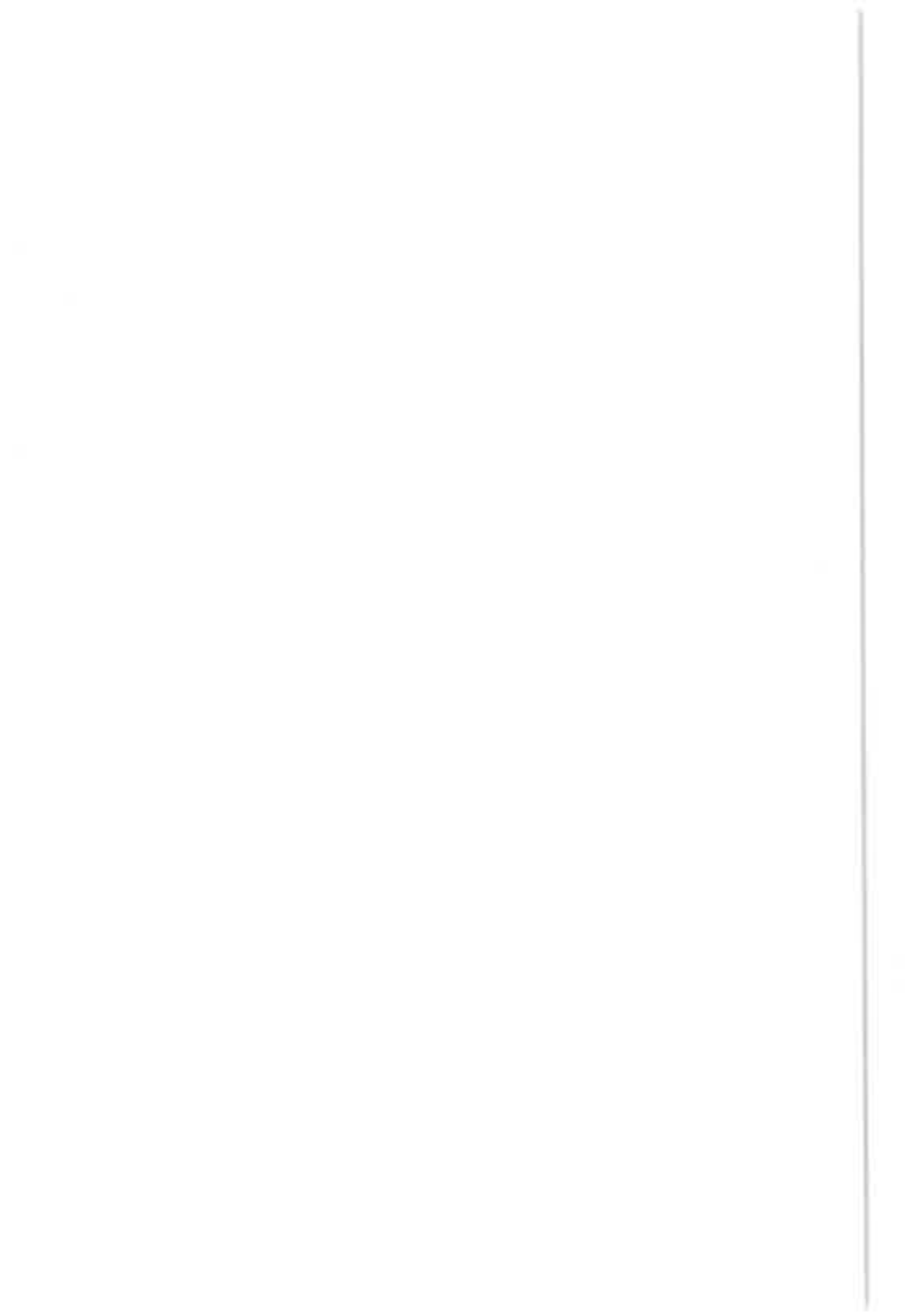
Hiltrud von Spiegel stellt die Grundzüge des von ihr entwickelten Ansatz der Selbstevaluation vor und zeigt an Beispielen, wie man eine zielorientierte Evaluation anlegt und wozu man sie einsetzen kann.

Schließlich bietet **Manfred Schenk** in seinem Beitrag einen **Überblick über die Praxis der Qualitätssicherung in der Jugendarbeit**. Es werden einige Beispiele vorgestellt. Sie zeigen, dass es „die Qualitätssicherung“ in der Jugendarbeit nicht gibt, sondern je nach Verständnis und vorhandenen Ressourcen werden sehr unterschiedliche Ansätze entwickelt und eingesetzt. Das unter dem Stichwort „Qualitätssicherung“ verwendete Instrumentarium ist außerordentlich vielfältig. So taucht Fremd- und Selbstevaluation auf, es finden sich umfassende Qualitätssysteme wie auf einzelne Maßnahmen bezogene Beurteilungen durch die Nutzer, es lassen sich rein interne Ansätze wie auf umfassendere Vernetzung bauende unterscheiden. Besonders wird die Qualitätssicherung von „innen“ favorisiert. Diese setzt von vorne herein sehr stark auf eine angemessene Beteiligung der Institution und ihrer Mitarbeiter an dem Prozess. Am Beispiel von Jugendhäusern aus Luxemburg wird die Umsetzung für sehr kleine Häuser mit geringen Ressourcen aufgezeigt.

Die Publikation richtet sich an professionelle und ehrenamtliche Mitarbeiter der Jugendarbeit, an politische Verantwortungsträger, an Vertreter der diversen Träger von Jugendarbeit im Land und im europäischen Grenzgebiet sowie an Auszubildende und Studierende des Sektors.

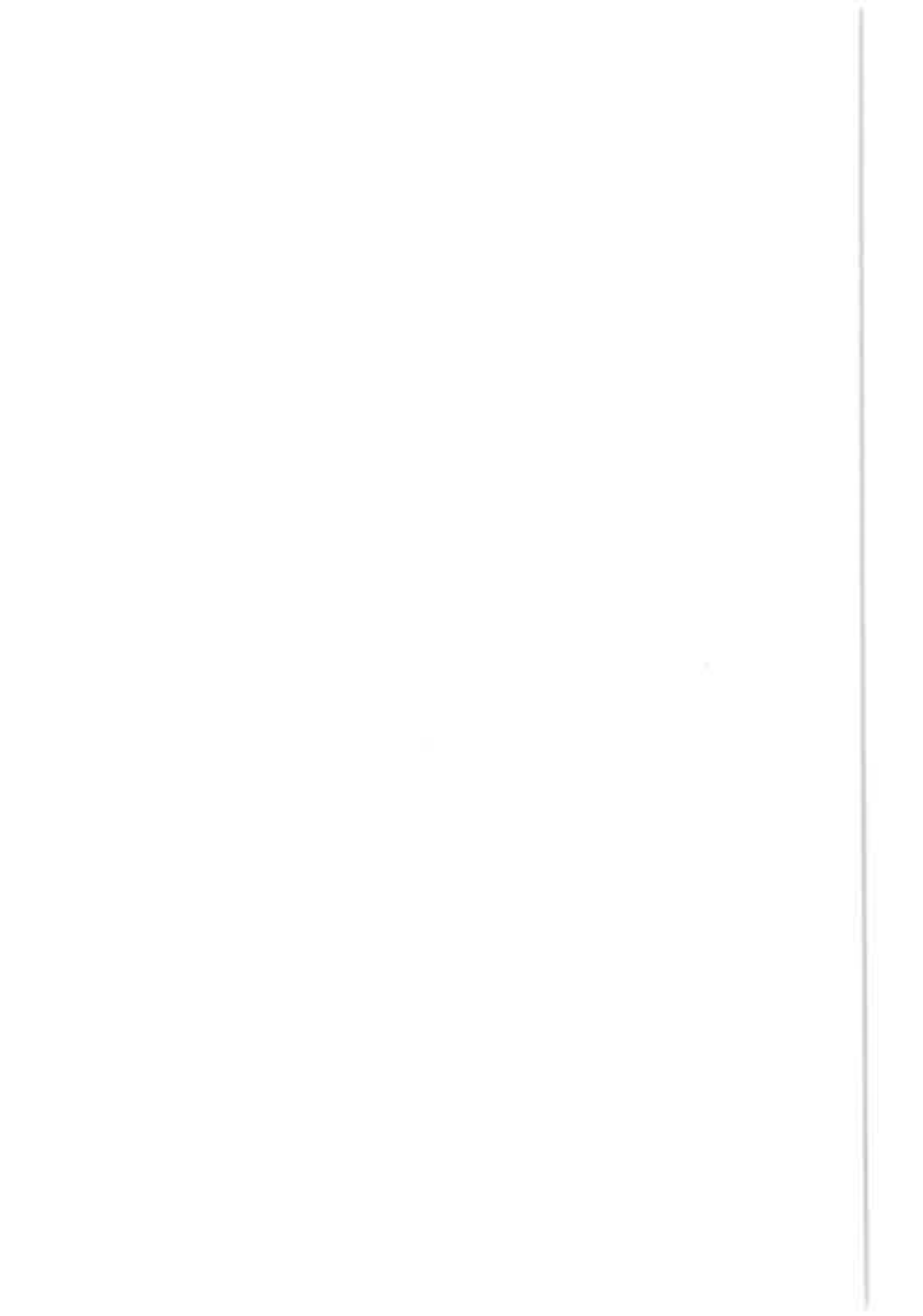
Sie wird herausgegeben in der Schriftenreihe von Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l. und unter der Schirmherrschaft des Ministeriums für Familie, soziale Solidarität und Jugend Luxemburg.

Wie das Tagungsthema vom sozialpädagogischen Feld eingeschätzt wurde, zeigt die Resonanz. Die Tagung wurde von einer beachtlichen Anzahl von Vertretern aus dem Feld der Jugendarbeit (Träger, Mitarbeiter, Kostenträger), der Lehre, aber auch der angrenzenden Arbeitsfelder im Bereich der sozialen Arbeit besucht. Auch die Tatsache, dass sowohl von Seiten der Träger als auch von Seiten des Ministeriums Bemühungen in Richtung der Qualitätssicherung unternommen werden, zeugt von dem Stellenwert, den dieses Thema inzwischen eingenommen hat.



Bedürfnisorientierte Jugendarbeit

Diethelm Damm



I. Ausgangsfragen

Was wird geboten? Was ist verboten? Was ist möglich? Kurz – welche Bedürfnisse sind realisierbar? Dies sind zentrale Fragen Jugendlicher an offene Jugendarbeit. So muss diese, wenn sie erfolgreich sein will, an den Bedürfnissen ihrer BesucherInnen ansetzen. Welche dieser Bedürfnisse in der offenen Jugendarbeit wie verwirklicht werden können, hängt ganz wesentlich von den Bedürfnissen, Kompetenzen, Zielen, Werten und Ressourcen der JugendarbeiterInnen ab. So ist die entscheidende Frage für Jugendarbeit die, wie Bedürfnisse Jugendlicher einerseits sowie Interessen und Möglichkeiten von JugendarbeiterInnen andererseits so ausgehandelt werden können, dass beide Seiten möglichst viele ihrer Intentionen umsetzen können. Deshalb stehen im hier dargestellten Handlungskonzept die Bedürfnisse und Interessen von Jugendlichen und JugendarbeiterInnen sowie die Analyse-, Aushandlungs- und Umsetzungsprozess derselben im Zentrum.

Alle anderen Fragen, wie etwa alters- oder geschlechtsspezifische, ethnische, sozialräumliche, ziel-, wert- oder trägerbezogene Aspekte werden im konzeptionellen Muster der bedürfnisorientierten Jugendarbeit über den Fokus der Bedürfnisse, der Bedürfnisaushandlung und -verwirklichung erschlossen.

Die sozialpädagogischen Maximen, an den Bedürfnissen der Betroffenen anzusetzen – oder: die Jugendlichen dort abzuholen, wo sie stehen, sind relativ alt und wenig umstritten. Strittiger sind die Fragen, welche Bedürfnisse unterstellt werden, wie sie festzustellen und umzusetzen sind.

Das hier vorgestellte Handlungskonzept entstand Anfang der 70er Jahre in Auseinandersetzung mit objektivistischen und subjektivistischen Vorstellungen von Jugendarbeit. Sehr verkürzt zusammengefasst ging der objektivistische Ansatz davon aus, dass Interessen Jugendlicher mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Analysen aus ihrer Klassenlage und den daraus resultierenden „objektiven“ Erfordernissen abgeleitet werden könnten. Jugendarbeit hatte demzufolge Jugendlichen diese objektiven Interessen und Erfordernisse bewusst zu machen und sie zu deren Durchsetzung zu motivieren und zu befähigen. Der subjektivistische Ansatz ging davon aus, dass offene Jugendarbeit das anzubieten habe, was Jugendliche jeweils verbal artikulierten.

II. Was kennzeichnet Bedürfnisse?

Hier ist nicht der Ort nochmals auszuführen, warum beide Ansätze zu kurz greifen (vgl. dazu DAMM 1975). Die eigene Erfahrung lehrt, dass Bedürfnisse, zumal an Freizeit, weder allgemein wissenschaftlich zu deduzieren noch einfach abzufragen sind. Sie sind zum einen etwas sehr persönliches: Sie werden geprägt durch die jeweilige individuelle Lebensgeschichte und die Schlussfolgerungen, die das Individuum daraus zieht. So können z.B. Vorlieben für oder Abneigungen gegen bestimmte Freizeitaktivitäten zusammenhängen mit positiv oder negativ besetzten Erfahrungen in Familie, Schule oder

Clique, mit nur für die jeweilige Person bedeutsamen Schlüsselerlebnissen, mit dem Verhältnis zum eigenen Körper oder zum anderen Geschlecht. Zudem spielen unbewusste Ängste oder auch Allmachtsphantasien, persönliche Motive, Vorbilder, Werte, Ziele und vieles andere mehr eine Rolle. Bedürfnisse sind zum anderen gesellschaftlich geprägt: Schon die Frage, welche Erfahrungen ein Mensch überhaupt machen kann, welche Deutungssysteme, Verhaltensalternativen oder Entwicklungsperspektiven zur Verfügung stehen, sind vom jeweiligen Stand der Produktivkräfte, der Sprache, den Denk- und Verhaltenstraditionen, vom Wohnort, von ethnischer oder Schichtzugehörigkeit, Bildungsstand, Mediennutzung, Moden etc. abhängig. Jugendliche in der Steinzeit konnten eben kaum das Bedürfnis nach Computerspielen entwickeln.

Bedürfnisse sind auch abhängig von Geschlecht, Alter, ethnischen, subkulturellen und anderen Gruppenorientierungen. Mädchen haben zum Teil andere Bedürfnisse als Jungen, Kinder andere als Jugendliche in der Pubertät und diese wieder andere als die in der Adoleszenz. Kinder sind z.B. sowohl emotional wie ökonomisch stärker familienabhängig und -orientiert als pubertierende Jugendliche, die sich gerade von den Eltern ablösen und eine eigene Identität entwickeln müssen. Die für Mädchen wie Jungen in dieser Phase wichtiger werdenden Gleichaltrigengruppen sind auch sehr bedeutsam für die Wert- und Bedürfnisentwicklung, insbesondere auch für die Bedürfnisumsetzungsstrategien.

Grundbedürfnisse sind zudem gattungsgeschichtlich festgelegt: So hatten und haben wohl alle Menschen zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden das Bedürfnis zu essen und zu trinken, zu schlafen, sich zu bewegen, nach Sexualität, Anregung etc. Über die Frage, wie weit diese gattungsgeschichtliche und genetische Festlegung reicht, tobt heftiger Gelehrtenstreit, der hier nicht vertieft werden muss.

Freizeitbedürfnisse - nicht nur von Jugendlichen - sind stark situationsabhängig. Im Alltag muss man Dutzende von Dingen tun, z.B. in die Schule oder zur Arbeit gehen, ganz gleich, ob man sich ausgeschlafen und fit oder erholungsbedürftig fühlt, ob die Sonne scheint, oder es regnet, man frisch verliebt oder grässlich verkracht ist. Freizeit verheißt demgegenüber freie Zeit für situative Entscheidungen, die dann sowohl subjektive Befindlichkeiten wie natürliche und gesellschaftliche Zufälligkeiten reflektieren können. In das Jugendhaus muss man und frau nicht gehen. Ob man geht und ob es einem gefällt, hängt nicht nur vom dortigen Angebot ab, sondern z.B. auch von der jeweiligen eigenen physischen und psychischen Verfassung, vom Wetter, von den anderen BesucherInnen und wie sie auf einen wirken und reagieren, von der Laune und Meinung der FreundInnen, von anderen Angeboten und Möglichkeiten in der Region ...

Bedürfnisse Jugendlicher, die zumal an hauptamtliche JugendarbeiterInnen herangezogen werden, sind schließlich oft widersprüchlich und auch von unbewussten Prozessen beeinflusst – z.B. fordern Jugendliche in der offenen Jugendarbeit häufig zugleich in Ruhe gelassen zu werden und dass ihnen etwas geboten wird. SozialarbeiterInnen sollen wie Vater oder Mutter und zugleich ganz anders als diese sein. Sie

sollen Freiheit gewähren und Grenzen setzen, fordern und fördern ... Weil Jugendliche in der Tat beides benötigen, ist es an den JugendarbeiterInnen ein Gespür dafür zu entwickeln, wann und in welchem Masse welches Verhalten angemessen ist.

Orte der Jugendarbeit, an denen Jugendliche Freizeitbedürfnisse einbringen, sind für professionelle JugendarbeiterInnen Orte, an denen sie ihre Pflicht-Zeit verbringen. Ihre Bedürfnisse sind zum einen durch die oben genannten persönlichen, gesellschaftlichen und gattungsgeschichtlichen Bestimmungen geprägt. Zum anderen haben sie einen sozialpädagogischen Auftrag zu erfüllen, der von Träger und Fördergeber definiert ist. Zum dritten werden ihre Erwartungen von ihrem jeweiligen Professions-, Funktions- und Rollenverständnis und den sich daraus ergebenden Zielen und Werten mitbestimmt. Was sie tun und wie sie es tun, wird zudem von ihren persönlichen und beruflichen Qualifikationen, der eigenen Motivation, dem Betriebsklima und den verfügbaren Ressourcen definiert. Für HonorarmitarbeiterInnen gilt ähnliches bei eingeschränkten Entscheidungsmöglichkeiten und Verantwortlichkeiten. Für Ehrenamtliche gelten ggf. eine Mischung aus Jugendlichen- und professionellen Motiven, die mit ihrer spezifischen Situation zusammenhängen.

An dieser schwierigen Gemengelage unterschiedlichster und ständig wechselnder Bedürfnisse soll nun offene Jugendarbeit ansetzen? Ich sehe dazu keine Alternativen, denn „ohn' Ansehn der Person“ ist Jugendarbeit nicht zu betreiben. Es braucht allerdings analytische Kriterien und handhabbare Instrumentarien, um das komplexe Handlungsfeld zu strukturieren. Dazu schlage ich folgende Reflexions- und Planungsschritte bedürfnisorientierter Jugendarbeit vor:

III. Eckpunkte eines Handlungskonzepts bedürfnisorientierter Jugendarbeit

1. Klärung der Vereinsphilosophie/CI

Wer offene Jugendarbeit betreiben will, muss zunächst die eigenen Bedürfnisse, Interessen, Selbstbilder, Ziele, Werte und Visionen klären. Dazu sollte im ersten Schritt jedeR einzelne MitarbeiterIn eines Jugendarbeitsteams seine/ihre entsprechenden Vorstellungen darlegen und den anderen verständlich machen. In Abstimmung mit dem Träger ist dann eine gemeinsame Vereinsphilosophie (Corporate Identity/CI) zu entwickeln, mit der sich alle Beteiligten identifizieren können. Diese CI legt die Grundsätze für das inhaltliche Konzept, die Organisationsstruktur und -kultur und für das äussere Erscheinungsbild (Corporate Design) fest – vom Briefkopf bis zur Gestaltung der Räumlichkeiten. Leitfragen sind: Welche Philosophie und Werte vertreten wir, welche Leitvorstellungen und Ziele? Wie sieht unser Selbstbild aus, wohin wollen wir uns entwickeln? Was bedeutet das für unsere Organisationskultur und unsere Organisationsgrundsätze (Verhalten, Kommunikation, Gestaltung)? (vgl. CASH COOP 1994, S. 29 ff).

2. Markt- und Ressourcenanalyse

Wer in einer hochentwickelten Gesellschaft, die Jugendlichen viele Freizeitoptionen ermöglicht, erfolgreiche Jugendarbeit anbieten will, muss sehr genau wissen, wie der Freizeit- und Beratungsbereich in seiner Region strukturiert ist und verfolgen, wie und wohin er sich entwickelt. Leitfragen sind z.B.: Welche gesellschaftlichen Entwicklungen beeinflussen diese Bereiche? Welche (Konkurrenz-)Angebote existieren? Welche Bedeutung hat das eigene Angebot im Vergleich zu anderen für welche Zielgruppen? Welches Image hat die eigene Institution?

Daraufhin muss bestimmt werden, welche besonderen Leistungen die eigene Existenz rechtfertigen, über welche besonderen Kompetenzen und Ressourcen, über welche besonderen Qualitäten und über welches Sonderleistungskönnen das eigene Projekt verfügt, welche Jugendlichen es von daher ansprechen kann und will und für wen es besonders wichtig ist oder sein kann (vgl. CASH COOP 1994, S. 63 ff).

3. Lebensweltanalyse

Im Rahmen der Marktanalyse sollten sich JugendarbeiterInnen insbesondere über die Bereiche informieren, die die Erfahrungen „ihrer“ Jugendlichen wesentlich prägen – wie etwa die Wohn-, Schul-, Ausbildungs-, familiäre, Stadtteil- oder Verkehrssituation, die wichtigsten jugendlichen Subkulturen, Szenentreffs, Medien, Freizeitorte etc. Solche Erkundungen können auch gut im Rahmen z.B. von Medienprojekten gemeinsam mit Jugendlichen auf spannende Weise organisiert werden (vgl. etwa DAMM/SCHRÖDER 1992, Kap. II).

4. Bedürfnis-Erhebung

Über die Bedürfnisse von Jugendlichen, ihre „heimlichen“ Themen, Moden, aktuellen Vorbilder, Szenen- und Cliquesstandards, besondere Vorlieben, Stärken und Schwächen erhält man durch standardisierte Fragebogenerhebungen oder auch durch die Lektüre von Jugendstudien nur sehr grobe Orientierungen. Das vor Ort nötige Wissen muss durch direkte Kommunikation und Interaktion jeweils selbst und ständig neu erworben werden. Dazu bieten sich z.B. folgende Zugänge an:

- Regelmäßige informelle persönliche Gespräche mit jugendlichen „Schlüsselpersonen“ – BesucherInnen und NichtbesucherInnen unterschiedlicher Geschlechts-, ethnischer, Altersgruppen und Szenen, die als informelle MeinungsführerInnen für bestimmte Jugendszenen „stehen“ oder auch für aus der Jugendarbeit ausgegrenzte Gruppen. Wichtige Themen sind etwa Freizeitpräferenzen, aktuelle und Lebensziele, positive und negative Erfahrungen mit verschiedenen Freizeit- und Beratungsangeboten, selbstorganisierte Aktivitäten, Werte, Vorbilder, Probleme, aktuelle Themen, Hobbys, Motive, Phantasien, Utopien ... In der Gesprächsführung geht es nicht darum, vorbereitete Fragen abzufragen, sondern die Jugendlichen dazu zu motivieren, das auszuführen, was ihnen wichtig ist und dies gemeinsam zu verstehen;

- Medien- und andere Projekte zur Bedürfnisthematisierung, wie z.B. die Entwicklung eines Videofilms, der Szenen einer spannenden Woche im Jugendhaus inszeniert und dazu thematisiert, was die Beteiligten spannend finden;
- Zukunftswerkstätten mit Kritikphase, Utopiephase und Umsetzungsüberlegungen;
- Rollen- und Planspiele: z.B. Jugendliche spielen die Professionellen-, die Professionellen spielen die Jugendlichenrollen;
- Fahrten mit Jugendlichen zu besonderen Ereignissen und gemeinsame Überlegung von Übertragungsmöglichkeiten auf die eigene Arbeit;
- Erprobung neuer Ideen auch ohne vorherige Abstimmung, jedoch mit genauer Beobachtung des Verlaufs und der BesucherInnenreaktionen sowie gemeinsame Auswertung mit Jugendlichen;
- Entwicklung ständiger aktivierender Partizipations- und Feedbackstrukturen (vgl. DAMM/SCHRÖDER a.a.O.).

Wenn hier von „Thematisierung“, „Überlegung“, „Auswertung“ die Rede ist, heisst das nicht, dass diese in ritualisierten Gremien und endlosen Debatten stattfinden müssten. Wichtige Entscheidungen sollten in transparenten und demokratisch legitimierten Strukturen fallen. Die ständige Bedürfnisaushandlung in der offenen Jugendarbeit erfolgt jedoch informell, in der persönlichen Interaktion, im Rahmen persönlicher Begleitung und mit Hilfe kreativer Methoden, durch Animation, Provokation, experimentelle Situationen, Inszenierungen, Vorbilder, Auseinandersetzungs- und Aushandlungsanlässe.

5. Bedürfnisanalyse

Die vielfältigen Gespräche, Kontakte, Beobachtungen und Verhaltensaufforderungen sowie die intellektuellen und emotionalen Reaktionen, die sie bei JugendarbeiterInnen auslösen, führen bei diesen oft zu einer derart komplexen Vielfalt an Eindrücken – einem Eindrucks- und Gefühlsstau – dass der „Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen wird“, wie es eine Sozialarbeiterin einmal ausdrückte. Deshalb ist das regelmässige „Sortieren“ und Reflektieren dieser Eindrücke im Team und in regionalen Arbeitskreisen gemeinsam mit KollegInnen anderer Einrichtungen und Projekte gegebenenfalls unterstützt durch externe BeraterInnen eine wichtige Bedingung professioneller Jugendarbeit.

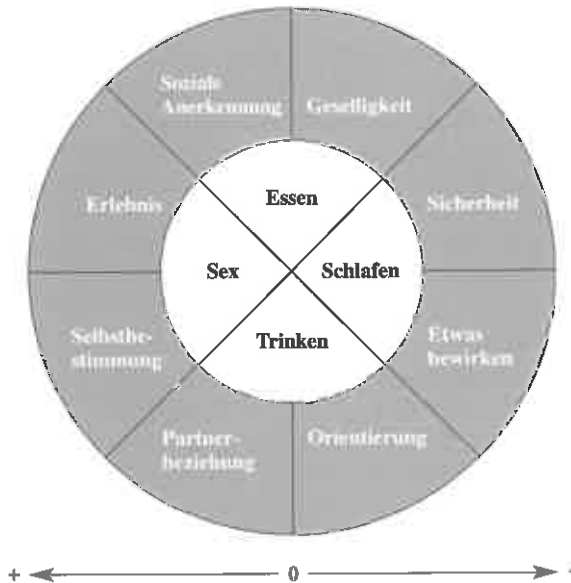
Aufgrund eigener früherer Erhebungen und Studien (vgl. DAMM 1975, DAMM 1980 und 1981) gehe ich davon aus, dass Jugendliche stets ein ganzes Bündel an Bedürfnissen in Jugendarbeit einbringen. Sie wollen nicht nur Action und Spass, sondern zugleich auch ernst- und angenommen werden; wichtig ist zudem der Kontakt zu Gleichaltrigen, aber auch die Unterstützung durch Ältere ... Wer sein Angebot nur an einzelnen Bedürfnissen orientiert, erleidet leicht Schiffbruch, wie etwa die Schule zeigt. Sie setzt in der Regel nur auf Orientierungsbedürfnisse und unter-

schätzt die Bedeutung von Schule etwa als Gleichaltrigentreff oder die Erlebnisbedürfnisse. Diese setzen sich dann hinter dem Rücken der LehrerInnen umso ungestümmer durch.

Ich unterstelle neben den physiologisch-psychologischen Grundbedürfnissen nach Essen, Trinken, Schlafen, Sexualität, Wohnen etc. insbesondere die Bedürfnisse nach Erlebnis, sozialer Anerkennung, Geselligkeit, Sicherheit, etwas bewirken, Orientierung, Selbstbestimmung und Partnerbeziehungen als für die Jugendarbeit besonders bedeutsam.

Weitere, etwa starke motorische Bedürfnisse, können hinzukommen. Das Wagenrad der Bedürfnisse könnte eine gute Analysehilfe für die wichtigsten Interessen Jugendlicher darstellen.

Wagenrad der Bedürfnisse



Für den oder die JugendarbeiterIn scheinen mir für die Bedürfnisanalyse folgende sechs Fragen besonders bedeutsam:

1. Ob diese und welche anderen Grundbedürfnisse für „ihre“ Jugendlichen wichtig sind;
2. Welche Bedürfnisse prioritär sind. Es gibt Menschen, für die sind einzelne dieser Bedürfnisse – gegebenenfalls auch nur phasenweise – Lebens- oder auch Freizeitmodus, z.B. der Action-, der Macker-, der Kumpel- oder der Forschertyp;

3. Welche Bedürfnisumsetzungsstrategien die Jugendlichen verfolgen: z.B. Essen: McDonalds, Vollkorn ...; Identifikation: Fußball, Musikfans ...; Action: körperbetont, medienorientiert...;
4. Welche subjektive Bedeutung kommt diesen Strategien zu, welche positive Befriedigung bringen sie den Jugendlichen; z.B. ist die Bedürfnisbefriedigungsstrategie Markenkleidung zu tragen wichtig für die soziale Anerkennung in bestimmten Jugendszenen, für die Befriedigung eines bestimmten Selbstbildes, für die Identifikation mit bestimmten Vorbildern...;
5. Gibt es eine positive Utopie in diesen Bedürfnisverwirklichungsversuchen, die über diese hinausweisen, welche Bedürfnisse und Motive bleiben im Rahmen der bisherigen Strategien unbefriedigt?
6. Wie kann Jugendarbeit dazu beitragen, diese positiven Utopien zu realisieren, die festgestellten Bedürfnisse sozial und ökologisch angemessen weiter zu entwickeln, Jugendliche zu ermuntern sie selbst und gute BürgerInnen zu sein?

Dabei sind die Ergebnisse der Markt- und Lebensweltanalyse mit denen der Bedürfniserhebung zusammenzuführen. Zudem ist zu erörtern, was diese Bedürfnisstrategien der Jugendlichen bei den JugendarbeiterInnen intellektuell und emotional ausgelöst, warum sie darauf wie reagiert oder nicht reagiert haben und wie sie sie bewerten. Die Ergebnisse dieser Analysen sind dann jeweils so weit wie möglich in der Kommunikation mit den Jugendlichen zu überprüfen, um eine Basis gemeinsamer Verständigung zu schaffen. Nur wer die wichtigsten Intentionen und Strategien seiner Zielgruppen, seiner KollegInnen und von sich selbst versteht, wird auch verstehend und verständlich handeln können.

Um in diesem Beziehungsgeflecht, nicht zuletzt auch in Konfliktsituationen, eigene emotionale Anteile, Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene etc. reflektieren zu können, hat sich oft auch regelmässige Supervision als sinnvoll erwiesen.

6. Ermittlung von „Schnittpunkten“

CI, Markt-, Ressourcen-, Lebenswelt- und Bedürfnisanalyse liefern die wichtigsten Kriterien für die Festlegung möglicher Schnittpunkte der Interessen von Jugendlichen, Ehrenamtlichen, Honorarkräften und Professionellen. Schaubild 1 zeigt, dass keine Chance für erfolgreiche Jugendarbeit besteht, wenn alle Beteiligten völlig verschiedene Ziele, Werte und Bedürfnisse haben und keine gemeinsamen Anknüpfungsmöglichkeiten suchen.

Schaubild 2 zeigt, dass optimale Aussichten für Jugendarbeit bestehen, wenn alle Beteiligten exakt das Gleiche und dieses miteinander wollen.

Schaubild 3 zeigt die Normalsituation in der offenen Jugendarbeit: Alle Beteiligten verfolgen einige Ziele gemeinsam, andere nur mit ihrer Clique, wieder andere mit einzelnen Ehren- oder Hauptamtlichen ...

Anhand eines solchen – weiter ausdifferenzierbaren Schaubildes – kann im Team eine Ist-Analyse vorgenommen werden: Wer verfolgt welche Interessen wie und mit wem; welche Rolle und Funktion fällt dabei welchem Teammitglied zu bzw. welche Ressourcen des Projekts werden von den Jugendlichen nachgefragt. Daran sollte sich eine Soll- und Ziel-Definition anschliessen:

Ermittlung von Schnittpunkten

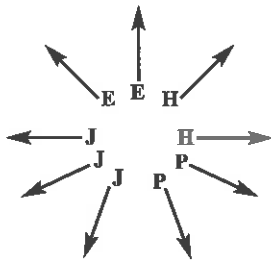


Schaubild 1

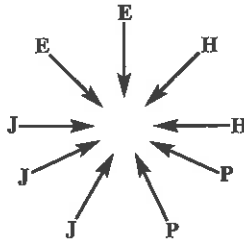


Schaubild 2

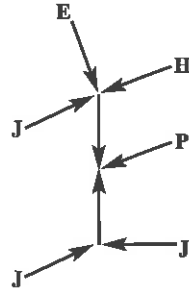


Schaubild 3

E: Ehrenamtlich
H: Honorarkraft

J: Jugendliche
P: Professionnelle

Welche Interessen sollen und können in welcher Art und Reichweite mit wem verfolgt werden; welche Teammitglieder können sich aufgrund welcher Erfahrungen, Interessen und Kompetenzen und mit welcher Funktion und Aufgabenstellung produktiv auf diese Interessen beziehen; welche Ressourcen können zu welchen Konditionen zur Verfügung gestellt werden bzw. welche zusätzlichen Personen und/oder Ressourcen mit welchem Profil müssen hinzugezogen werden, welche Qualitäts- und Erfolgsmaßstäbe werden zugrunde gelegt.

Dabei ist im Team in einer möglichst offenen Diskussion eine zielorientierte, realitäts- und subjektnahe Einschätzung darüber zu gewinnen, für welche Zielgruppe z.B. eine Einrichtung geeignet ist und das heisst auch, für welche sie nicht geeignet ist; welche MitarbeiterInnen hinreichend motiviert und kompetent sind für welche Zielgruppen und Aktivitäten – und das heisst auch, welche bei welchen Zielgruppen und Problemen nicht eingesetzt werden können.

Zudem ist ständig zu reflektieren, wie sich Einrichtung und MitarbeiterInnen verändern und welche Weiterbildungs- und Optimierungsstrategien entwickelt werden müssen, um mit den ständigen Veränderungen in der Region und bei den Zielgruppen Schritt zu halten bzw. diesen immer einen solchen voraus zu sein. In dieser Schnittpunktdiskussion können auch wahrscheinliche Konflikte mit Jugendlichen und im Team vorhergesehen und adäquate Handlungsoptionen entwickelt und abgesprochen werden.

7. Selbstorganisation und gemeinsame Vorhaben

Sind die möglichen Schnittpunkte zwischen MitarbeiterInnen und Jugendlichen eingegrenzt, sind diese in konkrete Vorhaben umzusetzen und Reichweite sowie Spielregeln der Interaktion festzulegen. Dabei ist aus MitarbeiterInnensicht zu unterscheiden zwischen Selbstorganisationsvorhaben, gemeinsamen Aktivitäten, Dienstleistungsangeboten und Animationsprojekten.

Zur Selbstorganisation ist zu überlegen, was Jugendliche und Gruppen von Jugendlichen bereits selbst können und tun und was ihrer Eigeninitiative überlassen werden kann. Entsprechend werden in der offenen Jugendarbeit oft kleine Jugendzentren von Jugendlichen selbst verwaltet. In großen Einrichtungen organisieren einzelne Jugendgruppen z.B. ein Cliquencafé, einen Club, eine Werkstatt, Sporträume oder sportliche, kulturelle oder gesellige Veranstaltungen entweder nur für einen relativ festgelegten Kreis von Jugendlichen oder auch offen für alle BesucherInnen.

In diesem Bereich haben die MitarbeiterInnen die Funktion, Hilfe zur Selbsthilfe gemäss des Empowermentansatzes zu leisten, auf die Einhaltung der vereinbarten Spielregeln zu achten und ansonsten die Entwicklung eigenständiger Jugendkulturen zu respektieren. Entsprechend sollen hier auch Fehler gemacht und selbst ausgebadet werden können, ohne dass sofort PädagogInnen auf den Plan treten.

Gemeinsame Projekte werden gleichberechtigt von Jugendlichen und MitarbeiterInnen aufgrund ähnlicher Interessen und Fähigkeiten durchgeführt. Entsprechend werden die Rollen und Aufgaben auch relativ gleichberechtigt abgesprochen. „An den Bedürfnissen ansetzen“ bedeutet auf diesen beiden Ebenen Jugendliche einfach dabei zu unterstützen, die Interessen, die sie selbst umsetzen können, in der ihnen sinnvoll und den MitarbeiterInnen vertretbar erscheinenden Form zu verwirklichen. MitarbeiterInnen beschränken sich hier auf die Unterstützungsrolle bei weitgehender pädagogischer Zurückhaltung. Entsprechend liegen die Schnittpunkte relativ nahe bei den Jugendlichen.

Lediglich Mindestkonditionen (z.B. bestimmte Zeiten, keine Gewalt, keine Drogen etc.) werden ausgehandelt und kontrolliert.

8. Dienstleistungsangebote

Im Unterschied dazu stehen Dienstleistungsangebote, die an Bedürfnissen Jugendlicher ansetzen, jedoch auf Initiative der MitarbeiterInnen zustande kommen und in erster Linie Unterhaltungs-, Unterstützungs- oder Informationscharakter haben. Dazu gehört auch das aktive Anbieten von Selbstorganisationsräumen an Jugendliche, die dies selbst noch gar nicht fordern, alle auf einfachen Konsum angelegten Aktivitäten wie etwa Disco-, Sport- oder gesellige Veranstaltungen.

Meines Erachtens sollte eine Jugendhausinfothek dazu gehören, die Jugendlichen möglichst viele für sie relevante Informationen z.B. über Freizeit-, Wohn-, Lehrstel-

len-, Job-, Reise-, Mitfahr-, Beratungs- und andere -möglichkeiten in der Region zugänglich macht, sei es in Form eines Zettelkastens, einer Pinnwand oder über EDV. Zu diesen Dienstleistungen gehören auch konkrete Hilfen, sei es nun bei der Essensversorgung, den Hausaufgaben, der Vermittlung eines Schlafplatzes oder einer BeratungsexpertIn. Diesen Unterstützungsleistungen wird in Zukunft eine steigende Bedeutung zukommen. Zum einen werden viele Konsumangebote zunehmend von kommerziellen und informellen Bereichen übernommen. Zum anderen wird der Hilfe-Bedarf sowohl aufgrund raschen sozialen Wandels als auch aufgrund gesellschaftlicher Ausgrenzungsprozesse steigen.

„An den Bedürfnissen ansetzen“ heißt in diesem Bereich aufgrund der oben genannten Erhebungs- und Analyseschritte die Angebote zu entwickeln, die der Zielgruppe in der Region fehlen und die aufgrund der Kernkompetenzen des Jugendarbeitsträgers besonders gut abgedeckt werden können. Dabei ist es wichtig, ein klares Profil zu entwickeln. Meines Erachtens sollten das erstens Schwerpunktangebote im Rahmen des Sonderleistungskönnens der Institution und ihrer MitarbeiterInnen sein. Zweitens sollte alles andere in der Region für Jugendliche Relevante über Beratung, Information, Kooperation und Vernetzung zugänglich gemacht werden.

9. Animationsprojekte

Im vierten Bereich, dem der Animationsprojekte, geht es nicht nur darum, an den Bedürfnissen Jugendlicher anzusetzen, sondern diese gemeinsam mit den Betroffenen zu reflektieren, einzuschätzen und weiterzuentwickeln. Zudem gilt es Umsetzungsstrategien zu erproben, die sowohl die Beteiligten wie die Gesellschaft voranbringen. Entsprechend geht es nicht allein um Dienstleistung, sondern um ziel- und wertorientierte emanzipatorische Jugendarbeit.

Diese soll allerdings nicht „objektivistisch“ „richtige“ Bedürfnisse aufdrängen und „falsche“ wegerziehen, gar noch ohne die eigenen Intentionen offen zu legen. Vielmehr geht es darum, dass sich MitarbeiterInnen gemeinsam mit den Jugendlichen auf die spannende Suche nach von beiden als interessanter, anregender und befriedigender empfundenen Bedürfnisumsetzungsmöglichkeiten begeben.

Dabei soll nicht der eine dem anderen seinen Willen aufzwingen, sondern es sind Lösungen zu suchen, die beiden gerecht werden. Es geht nicht um Konkurrenz, sondern um Kooperation, nicht um Belehrung, sondern um Aushandlung. Das Verhältnis ist nicht eines von Missionar zu Missionierten, auch nicht von Dienstleistern zu Kunden, sondern eines von Kooperationspartnern, die gemeinsame teildientische Interessen umsetzen wollen. Dass solche Aushandlung in der Jugendarbeit nicht allein im rationalen Diskurs, sondern auch über Spiel, Provokation oder Versuch und Irrtum stattfindet, weist darauf hin, dass MitarbeiterInnen nicht nur Argumentationsmuster, sondern auch durchgängig verständliche Haltungen und Verhaltensweisen sowie vielfältige Methodenkompetenz entwickeln müssen. Felder emanzipatorischer An-

iminationsprojekte in der offenen Jugendarbeit sind insbesondere die Bereiche persönlicher Begleitung einzelner Jugendlicher und Cliques, die Projektarbeit und die Interessenvertretung.

„An den Bedürfnissen ansetzen“ heisst dabei, an den bei den Schritten 2 bis 5 festgestellten Interessen, Motiven, Problemen, Themen, Stärken etc. anknüpfend Strategien zu entwickeln, die diese Bedürfnisse emanzipatorisch weiter entwickeln. MitarbeiterInnen kommt dabei die Funktion zu, Jugendliche dazu zu animieren, neue Wege zu erproben und nach befriedigenderen Bedürfnisumsetzungsstrategien zu suchen. Gut erprobte methodische Zugänge dazu bestehen etwa in der Organisation von Kontrast- und Grenzerfahrungen, die neue Blickwinkel und Erlebnisse ermöglichen – z.B. Mitleben in einer Kommune, persönliche Auseinandersetzung mit authentischen VertreterInnen anderer Weltanschauungen und Lebensstile, ein Tag im Rollstuhl... (vgl. DAMM 1980). Der Interaktionsschnittpunkt muss auch bei solchen Projekten sehr nah an den jeweiligen Jugendlichen liegen und an den Fragen anknüpfen, die sie gerade beschäftigen. Er wird jedoch zugleich nahe an pädagogischen Intentionen der MitarbeiterInnen liegen.

Für solche Projekte gibt es zwei Analyse- und Planungshilfen, die jedoch auch für Dienstleistungsangebote und gemeinsame Aktivitäten wichtige Strukturierungshilfen darstellen.

10. Ganzheitlichkeit

Meine These ist, dass Jugendarbeit umso erfolgreicher sein dürfte, je genauer sie auf die lebensweltlichen Interessen und Bedürfnisse Jugendlicher eingeht und je mehr sie davon in ganzheitlicher Weise aufnimmt. Meine Hoffnung ist die, dass sie auch umso erfolgreicher ist, je mehr es ihr gelingt, die oben genannten positiven Utopien in emanzipatorischer Weise umzusetzen. Das unter Punkt 5 abgebildete Wagenrad m.E. zentraler Bedürfnisse soll darauf hinweisen, dass eine Jugendarbeit besser „laufen“ wird, wenn sie die wichtigsten Bedürfnisse sowohl der einzelnen Personen als auch der von Gruppen und Szenen aufnimmt als wenn sie nur Ausschnitte davon ernst nimmt. Entsprechend ist anhand des Bedürfnis-Wagenrads zu überlegen, wie möglichst viele der bei den (potenziellen) BesucherInnen festgestellten Bedürfnisse in den geplanten Aktivitäten, Strukturen und Orten der Jugendarbeit produktiv berücksichtigt werden können, wie diese also sowohl ereignisreich und anregend als auch orientierend sein, soziale Anerkennung und Sicherheit vermitteln und zugleich die Möglichkeit bieten können, etwas zu bewirken, Erfolge erleben und produktive Gruppenerfahrungen machen zu können.

11. Emanzipatorische Jugendarbeit

Im gemeinsamen Herausfinden positiver Utopien von Jugendlichen und im Konzipieren und Erproben emanzipatorischer Aktivitäten liegt für mich der qualitativ interessanteste Aspekt der Jugendarbeit. Was als emanzipatorisch anzusehen ist, bedarf

- **Aushandlung und Controlling:** Bedürfnisaushandlung mit Ehrenamtlichen, Honorarkräften und Jugendlichen, Entwickeln und Kontrollieren entsprechender Absprachen und „Verträge“;
- **Schaffen eines Ressourcenverbundes** zur angemessenen Umsetzung der als wichtig erkannten Interessen und Bedürfnisse Jugendlicher im Verbund mit möglichst vielen für Sozialisation relevanten Personen, Initiativen und Institutionen;
- **Umsetzung via Kernkompetenz, Qualifizierung und Brückenbau:** Entwickeln von Strukturen und Aktivitäten, die die Bedürfnisse Jugendlicher umzusetzen und zu entwickeln geeignet sind. Hauptamtliche sollten selbst vor allem solche Umsetzungsaufgaben übernehmen, für die sie besonders qualifiziert und authentisch engagiert sind, also den bekannten „Funken zum Überspringen“ bringen können. Mindestens ebenso wichtig wie ihre Arbeit mit Jugendlichen ist jedoch ihre Funktion, Jugendliche, Ehrenamtliche, PraktikantInnen, Honorar- oder ABM-Kräfte auszuwählen, sowie aus- und fortzubilden, die zu den festgestellten Bedürfnissen Jugendlicher passende Angebote unterbreiten können;
- **PR, Lobbyarbeit, Fundraising:** Auch ist es ihre Aufgabe weitere nötige Ressourcen zu definieren und je nach den Möglichkeiten ihres Trägers oft genug auch über Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit, Kooperation und Fundraising zu besorgen;
- **Interessenvertretung:** Schliesslich haben Hauptamtliche die Funktion der Interessenvertretung und Öffentlichkeitsarbeit für Jugendinteressen, entweder anwaltlich für oder etwa im Rahmen von Projektarbeit gemeinsam mit Jugendlichen.

Und last not least gehört die kontinuierliche Evaluation und Qualitätssicherung zu den Hauptamtlichenaufgaben. Das bedeutet, dass sich Hauptamtliche von Wach- und Schliessfunktionen, einfachen Dienstleistungen, vielen Verwaltungs- und Organisationsaufgaben möglichst weitgehend entlasten sollten, um sich auf die oben genannten Schwerpunktfunktionen konzentrieren zu können.

IV. Qualitätsentwicklung

Für die Frage der Qualitätsentwicklung liefern die hier kurz skizzierten zwölf Eckpunkte eines Handlungskonzepts bedürfnisorientierter Jugendarbeit auch das Raster für die Festlegung von Qualitätszielen, Qualitätsstandards, Qualitätsindikatoren, Qualitätssicherung und Qualitätsfortschreibung. Die Qualifizierung der Qualität ist eine Querschnittsaufgabe bei der Beantwortung der meisten Leitfragen zu jedem dieser Eckpunkte.

Entsprechend ist etwa bei Eckpunkt 1 – Klärung der Vereinsphilosophie – auch nach den Qualitätszielen zu fragen und das Ergebnis in die Organisationsgrundsätze umzusetzen. Bei Eckpunkt 2 – der Markt- und Ressourcenanalyse – muss über die besondere Qualität des eigenen Angebots im Vergleich mit anderen nachgedacht werden und wie diese ständig evaluiert und optimiert werden kann.

Um so mehr gilt das etwa bei den Eckpunkten 10 und 11, wo immer wieder neu überlegt werden muss, wie die Qualitätsziele Ganzheitlichkeit, Nachhaltigkeit oder Emanzipation in angemessene pädagogische Settings übersetzt und wie Wirkungen gemessen werden können.

Gerade bedürfnisorientierte Jugendarbeit kommt ohne diese ständige Reflexion nicht aus, liegen doch – wie ausgeführt – die Bedürfnisse und die dem Konzept angemessenen Umsetzungsstrategien nicht auf der Hand, sondern müssen erst in einem mitunter längeren Erhebungs-, Analyse-, Erprobungs- und Reflexionsprozess herausgearbeitet und immer wieder aktualisiert werden. Insofern war Qualitätsentwicklung bereits ein immanentes Thema bedürfnisorientierter Jugendarbeit, bevor sie als „neuer“ Trend im pädagogischen Diskurs auftauchte. Neu ist allerdings, dass der Qualitätsfrage nunmehr systematischer und differenzierter nachgegangen wird, die dazu nötigen Instrumente wesentlich weiter entwickelt und vor allem auch die öffentliche Sensibilität erhöht wurde.

Auf die methodischen Fragen im einzelnen werden die folgenden ReferentInnen genauer eingehen. Ich möchte abschliessend noch auf ein Problem aufmerksam machen, ohne dessen Lösung man sich alle weiteren Überlegungen sparen kann: Gerade im oft durch objektive und subjektive Überforderung gekennzeichneten Bereich der offenen Jugendarbeit muss nämlich als erstes thematisiert werden, ob und wie es einer Jugendarbeitseinrichtung und ihren MitarbeiterInnen gelingt, eine angemessene Organisationsstruktur und -kultur zu schaffen, um die genannten Markt-, Ressourcen-, Lebenswelt-, Bedürfnis- und Schnittpunktanalysen kontinuierlich durchzuführen, ihre Vereinsphilosophie, Organisationsgrundsätze, Ziele und Angebote etc. bedürfnisadäquat weiter zu entwickeln und auf diese Weise Qualität zu kontrollieren und zu sichern statt quasi „blind“ auf Zufälle und Moden zu reagieren.

Qualitätsziele und -indikatoren zu benennen, sich im Team auf Erfolgskriterien zu einigen und eine ständige Evaluation der eigenen Arbeit vorzunehmen, ist in einem derart komplexen und oft von widersprüchlichen Erwartungen gekennzeichneten Arbeitsfeld eine wirkliche Herausforderung. Diese ist ohne ein Mindestmass an Zeit, Distanzierungsmöglichkeiten als Voraussetzung für Reflexion, ein entsprechend reflexions- und experimentierfreudiges Team und nicht zuletzt ohne Motivation und Qualifikation kaum zu bestehen.

Entsprechend muss bei der Verankerung von Qualitätsentwicklung in einer Organisation und/oder einem Team zunächst überlegt werden, wie sie nicht als Instrument von Leitungskontrolle, sondern von Team- und Selbststeuerung kommuniziert und organisiert und wie sie alltagspraktisch handhabbar und so angelegt werden kann, dass sie als Orientierungs-, Strukturierungs- und Reflexionsinstrument dabei hilft, die Bewältigung des alltäglichen Arbeitsprozesses zu vereinfachen und nicht zu komplizieren. Dazu ist erstens Qualifizierung nötig, die möglichst einrichtungs- bzw.

teambezogen a) Motivation, b) Hintergrundwissen und c) Handwerkszeug sowie Instrumente für Qualitätsentwicklung liefert.

Dazu sind zweitens klare Strukturen nötig, z.B. moderierte Arbeitsgruppen mit klarem Zeitbudget und entsprechender Verankerung in den Terminkalendern, möglichst im Kontext bereits vorhandener Kooperationszusammenhänge.

Dazu ist drittens die Entscheidung für einen deutlich konturierten Gegenstandsbe-
reich wichtig, in dem die ArbeitsgruppenteilnehmerInnen tätig sind, etwa – Projekt-
arbeit im Jugendhaus.

Dazu ist viertens wichtig, dass sich die Diskussion über Ist und Soll, über Qualitäts-
ziele und -standards nicht im Nirwana allgemeiner pädagogischer Erörterungen ver-
liert, sondern möglichst konkret auf die Analyse, Planung, Bewertung und Verbesse-
rung der pädagogischen Praxis.

Ebenso sollten fünftens die Qualitätssicherungsinstrumente, wie etwa die Doku-
mentation, so organisiert werden, dass sie möglichst große Praxisrelevanz erhalten
nicht nur für die interne Evaluation, sondern auch etwa für Öffentlichkeits- und Lob-
byarbeit oder die zielgerichtete Interaktion mit Jugendlichen, Ehrenamtlichen und
anderen Zielgruppen.

Literatur

DAMM, D. 1975: *Politische Jugendarbeit*, Grundlagen, Methoden, Projekte, München.

DAMM, D. 1980: *Die Praxis bedürfnisorientierter Jugendarbeit*, Projekte und Anregungen, München.

DAMM, D. /SCHRÖDER, A. 1992: *Projekte und Aktionen in der Jugendarbeit*, Ein Gruppenhandbuch, 3. Aufl., München.

MÖLLER, K. 1988: „... an den Bedürfnissen und Interessen ansetzen?“, Zur Grund-
legendiskussion in der Jugend- und Erwachsenenbildung, Opladen.

SCHRÖDER, A. 1991: *Jugendgruppe und Kulturwandel*, Die Bedeutung von Grup-
penarbeit in der Adoleszenz, Frankfurt.

Weitere ausgewählte Literaturempfehlungen:

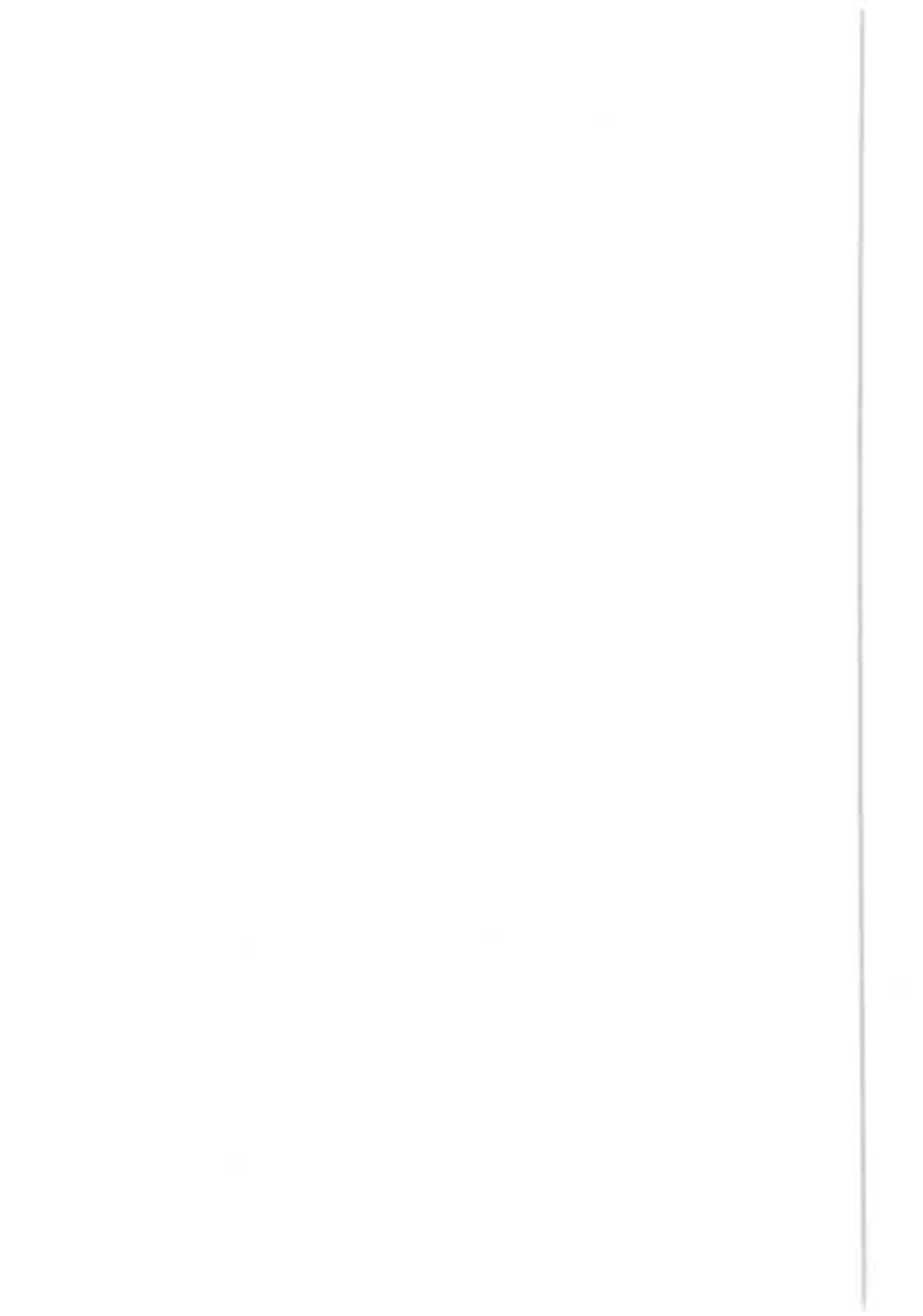
ARBEITSKREIS PÄDAGOGIK PAOLO FREIRE 1992: *Mit Phantasie und Spaß*. Praktische
Anregungen für eine motivierende politische Bildungsarbeit, 2. Aufl., München

Backhaus-Starost, A./Backhaus, B. 1975: *Freizeitaktivitäten von Arbeiterjugend-
lichen*, Frankfurt.

- BIENEWALD U.A. 1978: *Offene Jugendarbeit im Arbeiterviertel*, Erfahrungen und Analysen, Bensheim.
- DAMM, D. 1981: *Wenn der Alltag zur Sprache kommt*, Die Lebenswelt der Jugendlichen als Inhalt der Jugendarbeit, München.
- DAMM, D. 1991: *Konsequenzen sozialer Wandlungsprozesse für die Perspektiven offener Jugendarbeit*, in: deutsche jugend 12/1991.
- DAMM, D. 1993: *Jugendarbeit in selbstorganisierten Initiativen*, Praxiserfahrungen und Konzeptentwicklung, München.
- DEINET, U. /STURZENHECKER, B. (HRSG.) 1996: *Konzepte entwickeln*, Anregungen und Arbeitshilfen zur Klärung und Legitimation, Weinheim.
- DEINET, U. /STURZENHECKER, B. (HRSG.) 1998: *Handbuch Offene Jugendarbeit*, Münster.
- DEINET, U. 1999: *Sozialräumliche Jugendarbeit*. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, Opladen.
- FROMM, E. 1974: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, Stuttgart.
- HELLER, A. 1976: *Theorie der Bedürfnisse*, Berlin.
- KOLLAN, H. 1980: *Bedürfnisorientierte Jugendarbeit*, Frankfurt.
- LANDESJUGENDRING NIEDERSACHSEN (HRSG.) 2002: *Handbuch zur Qualitätsentwicklung in der Jugendverbandsarbeit*. Praxisfelder, Verbandsstrukturen, Kriterien, Methoden, Hannover.
- LANGE, K. /MÜLLER, B. /ORTMANN, F. 1980: *Alltag des Jugendarbeiters: An wessen Bedürfnissen orientiert sich die Jugendarbeit?* Neuwied.
- LESSING, H./LIEBEL, M. 1974: *Jugend in der Klassengesellschaft*, München.
- LESSING U.A. 1986: *Lebenszeichen der Jugend, Kultur*. Beziehung und Lebensbewältigung im Jugendalter, Weinheim.
- MASLOW, A. H. 1977: *Motivation und Persönlichkeit*, Olten.
- MÖLLER, K. 1981: *Politische Bildungsarbeit als bedürfnisorientierte Freizeiterziehung*, Köln.
- NEGT, O. 1971: *Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen*, Frankfurt.
- REICH, W. O.J.: *Massenpsychologie des Faschismus*, o.O..
- REICH, W. 1934: *Was ist Klassenbewusstsein*, Amsterdam.
- SHELL JUGENDSTUDIE 2002: *Jugend 2002 – Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*, Frankfurt/M.
- SPIEGEL, HILTRUD VON (HRSG.) 2000: *Jugendarbeit mit Erfolg*, Arbeitshilfen und Erfahrungsberichte zur Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation, Münster.

**Geäußerte Bedürfnisse
und pädagogische Wirklichkeit:
Wege der Freizeitgestaltung
von Jugendlichen**

Waldemar Vogelgesang



I. Bunter Vogel Jugend:

Es gibt heute so viele Jugendlichen wie es Jugendliche gibt

„Die Jugend gibt es nicht“, so der programmatische Titel eines Aufsatzes des Soziologen Erwin SCHEUCH (1975). Diese Feststellung sollte den Ausgangspunkt jedweder Beschäftigung mit Jugendfragen bilden. Denn jeder Versuch, die Jugend als Ganzes zu kennzeichnen, ganz gleich mit welchem Etikett man es versucht, verfehlt von vornherein die Wirklichkeit. Aussagen über *die Jugend* werden der Vielfalt jugendlicher Lebensweisen nicht gerecht, Jugend ist immer im Plural aufzufassen. Oder noch radikaler formuliert: Es gibt heute so viele Jugendlichen wie es Jugendliche gibt.

Auch in der Vergangenheit gab es innerhalb der jungen Generation große Unterschiede. Wenn man sehr weit zurückgeht, sagen wir bis in die Zeit der Vormoderne, dann zeigt sich: die Lebenslagen und -chancen von Jugendlichen waren damals untrennbar mit ihrer Herkunft verbunden. (Wenn man den Ergebnissen der Mitte des Jahres veröffentlichten PISA-Studie Glauben schenken kann, scheint sich daran – jedenfalls für Deutschland – soviel gar nicht geändert zu haben.) Ob junge Menschen aus einem bäuerlichen Milieu, Handwerksburschen oder Jugendliche aus Adelsfamilien, es war in jener Phase der Geschichte die Ständeordnung, die ihr Leben vorgeprägt und die *Karten des Lebens* höchst ungleich gemischt hat. Aber nicht nur kulturhistorische, auch kulturvergleichende Studien belegen: Jugend ist ein äußerst variables soziokulturelles Phänomen. Sie stellt sich in einer Stammesgesellschaft – man denke hier nur an bestimmte Initiationsriten – völlig anders dar als in modernen Gesellschaften. Will man also die unterschiedlichen Verlaufsformen von Jugend genauer verstehen, dann ist das nur durch Rückgriff auf gesellschaftliche Strukturen und Veränderungen möglich. Jugend ist somit immer auch ein Spiegel der Gesellschaft.

Was für unsere Zeit insgesamt bezeichnend ist, so die logische Folge, gilt auch für die Jugendlichen: Wir leben im Zeitalter der Auflösung von traditionellen Wertmaßstäben und Gemeinschaftsformen. Ursprünglich gesellschaftlich vorgegebene Rollen und Lebenspläne werden individuell verfügbar. Die Devise lautet: *Anything goes*. Freunde, Partner, Lebensstil, soziale Bezugsgruppen, Konsumgüter, Ausbildung und Beruf, Sinnfindung und Selbstdarstellung geraten unter die Verfügungsmacht des Einzelnen. Es ist das Individuum selbst, das zum Bastler seines Lebens wird. Der englische Soziologe Anthony GIDDENS (1998, S. 49). hat diese individualisierte Lebensform auf die griffige Formel gebracht hat: „Man hat keine Wahl, außer zu wählen.“

Diese Entwicklung hat mittlerweile auch die Jugendlichen und ihre Lebensformen voll erfasst, d.h. sie können – und müssen – ihren Weg durch die Jugendphase verstärkt nach eigenem Gutdünken gestalten. Modernität heißt deshalb auch für sie Entscheidungsfreiheit bei der Planung und Verwirklichung der eigenen Existenz. Dass unter Bedingungen wachsender Wahlmöglichkeiten das Leben allerdings nicht einfacher, auch nicht einfach glücklicher wird, sei nur am Rande erwähnt. Denn die expandierenden Ansprüche sind schnell zu enttäuschen, und es können Desorientie-

rungen und Stabilitätsverluste entstehen. Angesichts der Vielzahl von Möglichkeiten und kaum noch kalkulierbaren gesellschaftlichen Entwicklungen mehren sich die Zweifel, ob die getroffene Wahl nicht eine Festlegung darstellt, die das Eigentliche und Bessere gerade verpassen lässt. Aber es dominiert unter den Jugendlichen heute eine optimistische Grundhaltung. Ein 14-Jähriger hat in unserer aktuellen Repräsentativstudie (*Jugend im Stadt-Land-Vergleich*) – befragt wurden fast 2000 Jugendliche im Alter von 14 bis 25 Jahren in der Stadt Trier und in drei umliegenden Landkreisen – dafür eine prägnante Umschreibung gefunden, die wir auch als Buchtitel gewählt haben: „*Meine Zukunft bin ich!*“ (vgl. VOGELGESANG 2001).

Besonders markant tritt die Verselbständigung der heutigen Jugendlichen im Freizeit- und Kultursektor sowie bei der Wahl ihrer Bezugsgruppen und Szenen zutage.

II. Freizeitverhalten: Muster und Organisationsformen

Um Genaueres über das Freizeitverhalten der Jugendlichen aus den Erhebungsregionen in Erfahrung zu bringen, stellten wir ihnen zunächst ganz allgemein die Frage: „Was machst Du in deiner Freizeit?“ Bei der Beantwortung konnten sie sich an einer Liste von Aktivitäten orientieren, wobei eine Präferenzbildung nach der Intensität erfolgte, mit der sie bestimmte freizeitbezogene Verhaltensweisen ausgeführt haben resp. ausführen. Dabei galt unsere Aufmerksamkeit zunächst einmal den nichtmedialen Freizeitmustern.

Die am häufigsten genannte Freizeitaktivität der befragten Jugendlichen ist mit 91% das „Treffen mir Freunden“. Es folgen die Aktivitäten „auf Partys gehen“ (65%) und „Lernen für Schule und Ausbildung“ (51%). „Sport treiben“ nimmt mit 46% Platz vier der Freizeitaktivitäten ein, wobei die häufigsten Nennungen auf Fußball und Fahrradfahren (inkl. Skaten) entfallen, gefolgt von Laufen, Schwimmen, Bodybuilding und Tanzen. Auf den hinteren Rängen der jugendlichen Sportskala finden sich Ballspiele (Hand- und Volleyball, Tennis, Tischtennis), Reiten und Kampfsportarten. Fast zwei Drittel der Jugendlichen geben an, in ihrer Freizeit mit Mofa, Motorrad oder Auto zu fahren. Die Motorisierung trägt, wie auch andere Studien (vgl. TULLY 1999) zeigen, zu ihrer Unabhängigkeit bei und versetzt sie in die Lage, ihre Freizeit individuell zu gestalten und ihren Aktionsradius zu erweitern. Auch Ausgehen hat für viele Jugendliche einen wichtigen Platz im Spektrum ihrer Freizeitaktivitäten, sei es „in Kneipen gehen“ (39%) oder „Discos besuchen“ (38%). Die Kommunikation mit Gleichaltrigen und der Kontakt zum anderen Geschlecht ist hier das primäre Ziel. Weiter hinten in der Gunst der Jugendlichen stehen mit 25% die „künstlerisch-musischen Betätigungen“, d.h. Malen, das Spielen eines Instruments oder Basteln. Auch „mit der Familie etwas unternehmen“ (21%) ist bei ihnen nicht sonderlich beliebt, wobei die geringe Zahl der zustimmenden Antworten sich unter anderem dadurch erklärt, dass Jugendliche in besonders hohem Masse an geselliger und aktionsorientierter Freizeit interessiert sind, die hauptsächlich „in den eigenen Reihen“ stattfindet, wie dies ein 17-jähriger Schüler (Frank) umschrieben hat.

Um Entwicklungen im Freizeitbereich in den letzten knapp zwei Jahrzehnten genauer fassen zu können, werden zu Vergleichszwecken Ergebnisse aus den beiden Vorgängerstudien *Jugend und Neue Medien* von 1985 und der *Westteifelstudie* von 1991 in die Ergebnisdarstellung miteinbezogen. Aus Gründen der Übersichtlichkeit beschränken wir uns dabei auf drei für den jugendlichen Freizeitraum charakteristische Aktivitäten: Geselligkeit, Sport und kulturelle Betätigungen (vgl. Abb. 1).

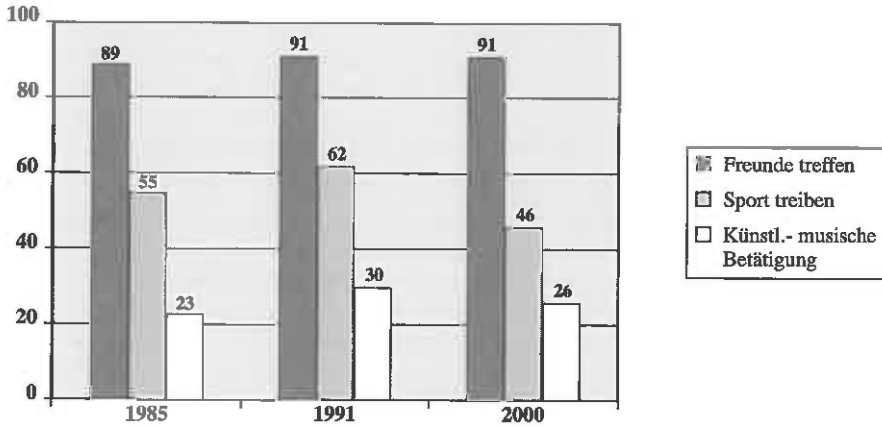


Abb. 1: Freizeitaktivitäten im Zeitvergleich (Angaben in Prozent)

Auch die Längsschnittperspektive verdeutlicht, dass die höchste Priorität im Freizeitverhalten ganz eindeutig gesellige Aktivitäten im Kontext von Gleichaltrigen haben. Das Treffen von Freunden, das gemeinsame Ausgehen in Kneipen und Diskotheken oder Kinobesuche, für alle diese Unternehmungen, die Jugendliche gern unter dem Oberbegriff „weggehen“ zusammenfassen, gilt: Man will mit Altersgleichen zusammenkommen, um Bekanntschaften zu machen, Freundschaften zu pflegen, gemeinsam Spaß zu haben. Ob Stadt oder Land, Mitte der 1980er Jahre oder heute, das Zusammensein mit Freunden und die Spaßunternehmungen in einer Jugendclique prägen die Freizeit der Heranwachsenden. Für ihre Cliquen wenden sie dabei auch einen erheblichen Teil ihrer freien Zeit auf. Zudem haben sie einen starken Einfluss auf das Konsumverhalten, wobei dem neuesten Handy-, CD-Player- oder Jeans-Modell in vielen Fällen die Bedeutung von demonstrativen Status- und Abgrenzungszeichen zukommt, wie in den Gesprächen mit den Jugendlichen immer wieder herausgestellt wurde. Um nur ein Beispiel aus einer Fülle von sinngemäß ähnlichen Äußerungen anzuführen: „Medien und Klamotten sind einfach hip, ein Muss, Maßstab“ (Claire, 16 Jahre). Im freizeitlichen Peer- oder Gruppenbezug manifestiert sich vielfach auch eine ausgeprägte Suche nach intensiver sinnlicher Erfahrung und körperbetonter Selbstdarstellung, verbunden mit einer hohen Bewegungsmobilität, die sich teilweise zu einem wahren Kult der Motorisierung verdichtet.

Während die Freundes- und Cliquenrate eine hohe Konstanz in der Zeitdimension aufweist, unterliegt das Interesse an sportlichen Aktivitäten größeren Schwankungen. Dabei fällt auf, jedenfalls ist dies der erste Eindruck, dass die Popularität des Sports als freizeitliches Handlungsfeld abgenommen hat. Diese Aussage ist allerdings zu relativieren, denn im Verständnis der Jugendlichen ist Sporttreiben immer noch sehr stark institutionell geprägt. Viele neuere Sportarten wie *Skaten*, *Streetball*, *Spinning*, *Squash* u.a., die nicht im Rahmen von Vereinen, sondern in Form selbstorganisierter oder kommerzialisierter Freizeit stattfinden, werden von ihnen nicht zum klassischen Sportensemble gerechnet. Etwas mehr als ein Fünftel der Jugendlichen (22%) betreibt diese Spaßsportarten, so dass insgesamt die Sportlerrate eher zugenommen hat.

Exkurs: Straßensport, Sinnlichkeit und Selbstinszenierung

Der Sport hat die Innenstädte erobert. Ausgerechnet in den Zentren einer körperfernen, zweckrationalen Gesellschaft hat sich eine Gegenkultur der Bewegung und des sinnlichen Körpererlebens gebildet. *Skateboarder* benutzen die asphaltierten Plätze vor Kirchen und öffentlichen Gebäuden sowie das Straßenmobiliar, um ihre virtuose Fahrkunst und Körperbeherrschung einem zuschauenden – und nicht selten dem staunenden – Publikum vorzuführen. *Inlineskater* schlängeln sich auf kleinen Gummirädern durch die Flanierzonen und benutzen die Passanten als lebende Slalomstangen. *Street-Basketballer* konkurrieren in den Randzonen der Strassen in coolem Outfit und mit entsprechender musikalischer Untermalung um Bälle und Körbe, und imitieren in einem Männlichkeitshabitus den Kult der Lockerheit und Lässigkeit amerikanischer Ghetto-Jugendlicher. *Jogger*, *Mountainbiker*, *Beach-Volleyballer* und *Freeclimber* komplettieren den Reigen der Funsportler (vgl. BETTE 2001, SCHWIER 1998, WENZEL 2001).

All diese Akteure haben ihre angestammten Sporträume verlassen und die Öffentlichkeit urbaner Zentren als Handlungsfeld entdeckt. Mit ihren diversen Betätigungen haben sie Strassen, Plätze und Passagen auf eine für Stadtplaner unvorhergesehene Weise in Beschlag genommen. Versucht man zu ergründen, was hinter diesem bunten Treiben steckt, fallen u.a. folgende Zusammenhänge auf:

1. Die gesellschaftliche Modernisierung hat das Verhältnis des Menschen zu Körper und Raum völlig verändert. Technisierung und Motorisierung der Personenbeförderung führten dabei zu einer Trennung von Körper und Fortbewegung. Die Forderung nach hoher Geschwindigkeit, größtmöglicher Effektivität pro Zeiteinheit und Gefühlsdisziplinierung, wie sie für die moderne Gesellschaft typisch sind, haben inzwischen nahezu alle Lebensbereiche durchdrungen und das bewusste Körper- und Emotionserleben in soziale Nischen abgedrängt (Sportplatz, Fitness-Studio, öffentliche Bäder). Die Innenbezirke der Städte sind Lokalitäten, die den Körper nur ausschnittsweise zulassen – und zwar meist nur für die Abwicklung körperunspezifischer Operationen. Die Funsportler setzen ein Gegengewicht gegen die urbane Körperverdrängung, boykottieren gezielt die soziokulturelle Norm öf-

fentlicher Körperdisziplinierung. Sie verstehen sich als Avantgarde einer Körperkultur, die öffentliche Räume – wenn auch zum Leidwesen mancher Anwohner und Touristen – langsam wieder zurückerobert und sinnlich erfahrbar macht.

2. Die vielfältigen sport- und spaßorientierten Bewegungsformen dienen aber nicht nur der Aufwertung der Körperlichkeit in körperdistanzierten Stadträumen, sondern sie haben auch einen starken Inszenierungscharakter. Strasse und Plätze werden gleichsam zu einem Laufsteg. Skateboardfahrer, die ihre eigene Darbietung oftmals mit Musik aus eigenen ‚Ghetto-Blastern‘ untermalen, brauchen Zuschauer – ohne sie wäre es langweilig. Die balancierende Virtuosität auf einem schmalen Rollbrett will bemerkt und öffentlich als individualitätssteigernde Betätigung abgebucht werden. Für viele *Inlineskater* gilt ähnliches. Wer Kunststücke auf Rollen beherrscht, will sie auch einem Publikum vorführen. Diese Lust an der Selbstdarstellung hebt die städtische Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit auf. Der Funsport ist hierfür ein idealer Anlass. Denn wer sich in urbanen Räumen in Bewegung setzt, installiert sich gleichzeitig als Wahrnehmungsobjekt und Kommunikationsanlass für andere Teilhaber der städtischen Öffentlichkeit, ohne auch nur ein einziges Wort von sich zu geben.

In einer abstrakten und zweckrational bestimmten Gesellschaft, in der intellektuelle Fähigkeiten die soziale Position des Einzelnen immer mehr bestimmen, und immer weniger körperorientierte Kompetenzen für den Arbeitsvollzug nachgefragt werden, sind Jugendliche mit ihren unterschiedlichen Straßensportarten zumindest für einige Augenblicke lang in der Lage, mit einem Können zu überraschen, das auf Intellektualität demonstrativ verzichtet und distinktiv auf die Feinmotorik der Muskeln setzt: auf Geschicklichkeit, Mut und Risikobereitschaft bei der körperlichen Bewältigung selbstgestellter Aufgaben. Dass der Sport gegen die Folgen der gesellschaftlichen Modernisierung eine Welt des direkten Handelns, der Körperlichkeit und der Selbstdarstellung setzt, verdeutlicht in einem instruktiven Umkehrschluss, wie groß die Distanz zwischen Individuum und Gesellschaft bereits ist.

Auch wenn Fun- und Vereinssport bisweilen in eine harte Konkurrenzsituation geraten können, die Mehrzahl der Jugendlichen (63%) verbringt immer noch einen nicht unerheblichen Teil ihrer Freizeit in Sportvereinen, Hilfsorganisationen oder anderen vereinsähnlichen Institutionen, wobei fast ein Viertel (23%) gleichzeitig Mitglied in mehreren Einrichtungen ist. Der bei weitem beliebteste Typus ist aber zweifelsohne der Sportverein. Mit deutlichem Abstand folgen Mitgliedschaften in freiwilligen Hilfsorganisationen, Musikvereinen oder kirchlichen Gruppen. Die geringste Resonanz finden Jugendverbände, Fanclubs und politische Jugendorganisationen. Bezogen auf die Gesamtmitgliedschaft in Freizeiteinrichtungen ist auffällig, dass der Anteil der Jungen (72%) höher ist als derjenige der Mädchen (55%) und dass mit zunehmendem Alter das Engagement zurückgeht. Auch der Wohnort und die Region nehmen Einfluss auf die Vereinszugehörigkeit. Es zeigt sich nämlich, dass besonders im ländlichen Raum institutionalisierte Formen der Freizeit eine wichtige Rolle spielen

(Land: 66%; Stadt: 56%). Viele Landjugendliche sind – auch aufgrund ihrer Mehrfachmitgliedschaften – im Wortsinne Vereinsmeier. Die Gründe hierfür liegen zum einen im geringeren Angebot an anderen Freizeitmöglichkeiten, zum anderen kommt Vereinen – gerade im dörflichen Umfeld – auch eine wichtige lokale Integrationsfunktion zu. Denn hier hat es gleichsam Tradition, in Vereine zu gehen und dort auch aktiv zu sein, d.h. sie sind immer auch ein starkes Moment sozialer Konformität.

Kaum verändert hat sich zu den drei Erhebungszeitpunkten der Anteil der Jugendlichen, die künstlerisch-musische Betätigungen in ihrer Freizeit ausüben. Auch haben wir keine Anhaltspunkte dafür gefunden, dass es bei den schon als traditionell geltenden Aktivitäten in diesem Bereich, etwa Musizieren, Malen, Basteln, eine Verschiebung oder Umgruppierung gegeben hat. Etwa ein Viertel der Jugendlichen, meist Mädchen und junge Frauen mit einem höheren Bildungsniveau, sind in dieser Freizeitkategorie zu finden. Ein kleiner Teil von meist männlichen Jugendlichen träumt auch von einer Musiker- oder DJ-Karriere. Inwieweit sie dabei von dem Trierer Schlagerbarden Guildo Horn beeinflusst sind, ist nicht näher untersucht worden. Dass jedoch der Gewinn des regionalen Rockförderpreises – damals noch als Mitglied der Band *Eve and the Handymen* – den Startpunkt einer veritablen Künstlerlaufbahn sein kann, hat der Meister von der Mosel, wie ihn seine Fans nennen, eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Aufmerksam zu machen ist noch auf ein in der neueren Jugendforschung kaum untersuchtes freizeitliches Handlungsfeld: das jugendliche Brauchtum. Denn zwei Drittel der Befragten geben an, Brauchformen nicht nur zu kennen, sondern auch aktiv an ihnen teilgenommen zu haben. Vor allem auf dem Land lebende Jugendliche sind fest in der örtlichen Brauchkultur verwurzelt. Geschlechts-, Alters- und Bildungsunterschiede sind in diesem Zusammenhang von eher untergeordneter Bedeutung. Auffallend ist weiterhin die große Zahl von Handlungsmustern, Ereignissen und Anlässen, die Jugendliche mit Bräuchen in Verbindung bringen. So finden sich in den Antworten auf die offene Brauchfrage über fünfzig verschiedene Nennungen hierzu. Das Spektrum reicht dabei von Mailehenversteigerungen, Laxerkochen, Nauzenbacken und Pfingsquak über die unterschiedlichsten Fastnachts-, Mai- und Kirmesbräuche bis hin zu den verschiedenen kirchlich geprägten Brauchformen (Klappern, Sankt Martin, Heilige Drei Könige). Aber auch zeitgenössische Aktivitäten und *Events* – etwa Brunnenfeste, *Halloweenparties* und diverse andere Spaßfeten –, die jedoch hierzulande in der Regel über keinerlei historische Wurzeln oder Traditionen verfügen, werden Brauchformen zugerechnet. Auch wenn über ihren Stellenwert im Freizeitraum der Jugendlichen und im Kontext ihrer kulturellen Praxisformen noch differenziertere Forschungen notwendig sind, soviel ist bereits jetzt offenkundig, sie sind ein relevanter Teil im Ensemble jugendeigener Kommunikations-, Gruppen- und Erlebnismuster. Zudem können sie gerade in kleineren Orten regelrecht den Charakter von Eingliederungsritualen annehmen.

Versucht man aus dem gesamten Spektrum von Freizeitaktivitäten das Jugendspezifische herauszufiltern, dann sind folgende Charakteristika zu nennen:

1. Jugendliche verbringen einen größeren Teil ihrer Freizeit außer Haus als Erwachsene, vor allem am Wochenende.
2. Die höchste Priorität im Freizeitverhalten haben gesellige Aktivitäten im Kontext von Gleichaltrigen.
3. Peer-Gruppen sind fester Bestandteil der Jugendfreizeit; sie sind zudem häufig Teil eines umfassenderen Netzwerks von Jugendszenen, die bisweilen sehr eigenwillige (und distinktive) Stilpraxen ausbilden.
4. Brauchformen haben für Jugendliche – gerade in ländlichen Regionen – als tradierte kulturelle Praxisformen eine wachsende Bedeutung und können als Brücke zwischen den Generationen angesehen werden.
5. Charakteristisch ist eine hohe physische Aktivität (Tanzen, Schwimmen, Sport) und Bewegungsmobilität, die sich teilweise zu einem wahren Kult der Motorisierung verdichtet (Mofa, Motorrad, Auto).
6. Die freizeithlichen Verhaltensmuster, *Equipments* und Symbole werden teilweise gezielt zur Provokation und Abgrenzung eingesetzt – und zwar genauso zwischen den einzelnen Szenen und Cliques wie gegenüber den Erwachsenen (z.B. bei den *Skinheads*, *Punks*, *Rappern*, *Skatern*).
7. Die Spannung zwischen Alltag und Gegenalltag, wie sie Erwachsene in dem Wechsel von Werktag und Wochenende, Arbeitsjahr und Urlaub, Normal- und Festzeit ausleben, wird von Jugendlichen in ihrer Freizeit abrupt, häufiger und weniger rational kontrolliert ab- und wiederaufgebaut; die Freizeit von Jugendlichen verläuft daher unregelmäßiger und spontaner.
8. In der Jugendfreizeit ist eine ausgeprägte Suche nach intensiver sinnlicher Erfahrung und körperbetonter Selbstdarstellung (von Body-Musik über nächtliche Spray-Aktionen bis zum *Bungee-Springen*) zu beobachten, die auch in gefährliche Formen des Risikoverhaltens münden kann.

III. Besuch von Jugendfreizeiteinrichtungen

Zu den Grundeinsichten der Jugendpädagogik zählt die Tatsache, dass Kinder und Jugendliche für ihre Entwicklung selbst verfügbare und aneignbare Räume benötigen. Sozialökologisch ausgerichtete Untersuchungen konnten in diesem Zusammenhang eine quartiers- und regionsbezogene Treffpunktstruktur nachweisen, deren Kernelemente aus örtlichen Gelegenheitsstrukturen (z.B. Bushäuschen, Ruhebänke in Parkanlagen, Hinterhöfe, öffentliche Plätze), kommerziell ausgerichteten Orten (Schwimmbäder, Discos, Spielsalons, Kneipen etc.) und pädagogischen Einrichtungen (etwa Freizeitheime, Jugendzentren, Häuser der Jugend) bestehen. Vor allem

diesen letzten Typus haben wir in unserer Studie etwas näher beleuchtet und den Jugendlichen dazu zunächst einmal die Frage gestellt, wie häufig sie bestimmte Jugendfreizeiteinrichtungen besuchen.

Die Antwortverteilung macht deutlich, dass pädagogisch betreute Jugendtreffpunkte lediglich für etwas mehr als ein Drittel der Jugendlichen relevante Freizeitorte darstellen, wobei 13% angeben, hier „öfter“ und 23% „selten“ hinzugehen. In dieser allgemeinen Form ist der Befund allerdings nicht nur wenig aussagekräftig, sondern er könnte auch zu vorschnellen Schlussfolgerungen über den Stellenwert von pädagogischen Einrichtungen im jugendlichen Freizeitraum führen. Bereits eine etwas differenziertere – auf die Sozialmerkmale der Befragten bezogene – Analyse lässt nämlich durchweg signifikante Unterschiede zu Tage treten, die höchst aufschlussreich sind im Hinblick auf eine detailliertere und profundere Frequenz- und Profilanalyse der Jugendhausbesucher.

Pädagogische Jugendeinrichtungen sind eine Jungendomäne, so könnte man das Geschlechtergefälle in diesem Punkt zusammenfassen. Denn der Jungenanteil liegt sowohl bei der allgemeinen Besuchsrate als auch bei der Besuchintensität deutlich über dem der Mädchen. Noch markanter sind die Unterschiede im Hinblick auf das Alter der Jugendlichen. So sind die jüngeren Altersjahrgänge diejenigen, die am häufigsten und intensivsten Jugendeinrichtungen frequentieren. Immerhin 51% der 14- bis 17-Jährigen verbringen einen Teil ihrer Freizeit hier. Mit der Volljährigkeit und der in der Regel damit verbundenen Motorisierung sinkt die Attraktivität von Jugendeinrichtungen jedoch zunehmend. Auch zwischen dem Bildungsniveau der Befragten und dem Jugendzentrumsbesuch besteht ein starker Zusammenhang. Jugendliche mit hoher Bildung sind nämlich deutlich unterrepräsentiert, während die anderen Bildungsgruppen das Angebot der Jugendhäuser eher für sich in Anspruch nehmen. Und nicht zuletzt die Ortsgröße lässt massive Differenzen in der Nutzungshäufigkeit und -intensität erkennen, denn bei den auf dem Land lebenden Jugendlichen ist die Rate beinahe doppelt so hoch wie bei ihren städtischen Altersgenossen (42% zu 23%).

Dass in erster Linie das größere Angebot an Freizeitaktivitäten in der Stadt dafür verantwortlich gemacht werden kann, wie uns in Expertengesprächen einige Jugendamtsmitarbeiter aus den Erhebungsgebieten versichert haben, ist eine naheliegende Vermutung, da die Nutzungsfrequenz von Jugendinstitutionen immer auch marktabhängig ist. Die Frage ist nur, in welcher Form und Intensität sich die Pluralisierung und Kommerzialisierung des Freizeitsektors – gerade im urbanen Bereich – auf das jugendliche Besuchsverhalten in entsprechenden Einrichtungen auswirkt. Auffällig und offensichtlich sind jedoch Wandlungstendenzen in diesem Zusammenhang. Denn ein Vergleich mit unseren früheren Jugendstudien in Trier (*Jugend und Neue Medien*; 1985) und in den Landkreisen Bitburg-Prüm und Daun (*Westefelstudie*; 1991) zeigt, dass sich die Stadt-Land-Differenz bei der Nutzungsintensität von Jugendeinrichtungen erst in der jüngeren Vergangenheit eingestellt hat (vgl. Abb. 2).

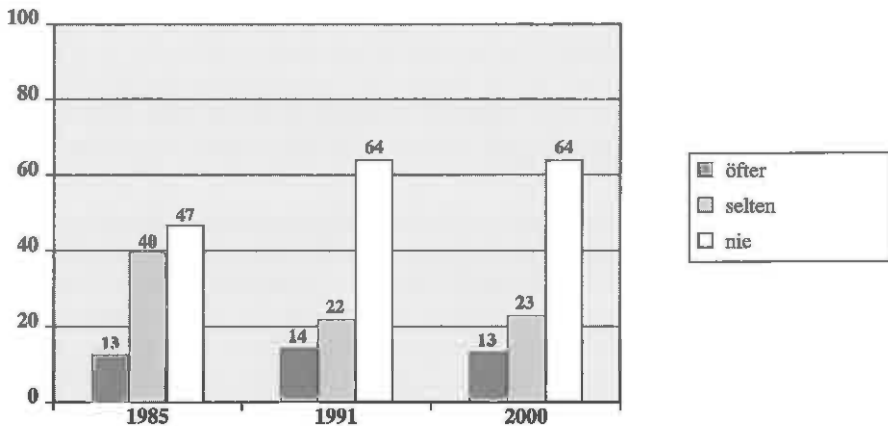


Abb. 2: Besuch von Jugendeinrichtungen im Zeitvergleich (Angaben in Prozent)

Desweiteren lässt die Vergleichsperspektive erkennen, dass in den letzten knapp zwei Jahrzehnten ein Rückgang der Jugendzentrumsbesuche in der Stadt Trier zu verzeichnen ist. Dies allerdings vor allem bei denjenigen Jugendlichen, die entsprechende Einrichtungen eher selten aufsuchen. Da es sich dabei vorwiegend um Jugendliche handelt, die nur bei größeren *Events* (z.B. Konzertveranstaltungen) in Jugendzentren kommen, spricht auch für die Konkurrenzthese. Erwähnenswert ist noch, dass es offensichtlich eine jugendliche Kerngruppe gibt, die gleichsam region- und zeitinvariant in pädagogisch unterstützten Einrichtungen ihre Freizeit verbringt. Zu Recht verweisen allerdings Jugendpädagogen immer wieder darauf, dass man Frequenzraten nicht zum Maßstab der Beurteilung der Infrastruktur sowie der Leistungen der institutionell offenen Jugendarbeit machen darf: „Es gibt Kinder und Jugendliche, die aus verschiedenen Gründen auf solche öffentlich zur Verfügung gestellten Räume nicht kontinuierlich angewiesen sind; deswegen kommt ja auch immer nur ein Teil der Jugendlichen in die Jugendhäuser. Manche kommen auch nur wechselnd und sporadisch. Außerdem hat ein Jugendhaus auch eine Ausstrahlung auf das Quartier und damit auch für jene Jugendliche, die es nicht direkt aufsuchen. Dies alles begründet, dass Jugendhäuser für alle da und prinzipiell für alle erreichbar sein müssen, auch wenn sie tatsächlich nur von einigen genutzt werden“ (BÖHNISCH/MÜNCHMEIER 1987, S. 235).

Orts- und quartierbezogene Treffpunkte, und daran gilt es abschließend mit Nachdruck zu erinnern, sind aber nicht nur soziale Anlaufstellen für Jugendliche, sondern auch deren Integrations- und Ortsbindungsfunktion sollte nicht unterschätzt werden. Denn die jugendliche Selbstgestaltung dieser Räume, in denen Eigeninteressen lebensweltnah verwirklicht werden, stellt ein Gegengewicht zur organisierten Freizeit dar. Dass diese nicht mit Bildungs-, Hilfs- und Beratungsangeboten überfrachtet werden sollten, zählt heute zum Selbstverständnis einer alltags- und subjektorien-

tierten Jugendarbeit: „Dass Jugendarbeiter immer mehr begreifen, dass für Jugendliche die Räume und Gelegenheiten entscheidend sind und nicht so sehr die pädagogisch arrangierten Interaktionen, die in diesen Räumen stattfinden und dass Jugendliche in der Regel auch mit diesen Räumen umzugehen wissen, zählt wohl zu den aufregendsten Beobachtungen, die gegenwärtig in der Jugendarbeit zu machen sind“ (EBD., S. 226).

Allerdings war in den Gesprächen mit den Jugendlichen auch unüberhörbar, dass zwischen den einzelnen Cliques starke – und zwar vor allem territoriale – Abgrenzungsbedürfnisse bestehen. Sofern es sich dabei um Jugendhausbesucher handelte, trugen sie ihre Rivalitäten auch in die Einrichtung hinein. Als eine Möglichkeit der Konfliktschärfung wurden dabei unterschiedliche zeitliche Regelungen für die einzelnen Gruppen eingeführt – „mit einem genügend großen Zeitpuffer, damit die nicht aneinander geraten“, wie eine Jugendarbeiterin uns versicherte. Dass verschiedene Cliques auch öffentliche Plätze wie etwa Schulhöfe zeitlich-sequenziell benutzen, ist auch die Beobachtung eines Schulleiters eines Trierer Gymnasiums: „Nachmittags sind zuerst Gruppen von deutschen Jugendlichen auf dem Platz, danach kommen die Latinos und dann die Russlanddeutschen. Die haben feste Reviere und Zeiträume, deren Überschreitung Konflikte provoziert, auch handgreifliche.“

IV. Der Medienalltag von Jugendlichen

Jugendzeit ist heute immer auch Medienzeit. Dies gilt aber keineswegs nur für die Gegenwart. Denn ältere Jugendstudien zeigen, dass die Mediatisierung des jugendlichen Alltags- und Freizeitverhaltens auf breiter Front bereits Ende der 1950er Jahre einsetzte. Seit dieser Zeit hat sich aber ein hochgradig ausdifferenziertes und kommerzialisiertes Mediensystem mit einer wahren Flut von Gerätschaften, Angeboten, Umgebungen und Nutzungsvarianten entwickelt. Bereits eine oberflächliche Betrachtung der Beziehung zwischen Alltagswelt und Medienalltag lässt erahnen, wie gravierend sich dadurch das soziokulturelle Umfeld der Jugendlichen verändert hat und wie sehr Medien heute zum Inbegriff universell verfügbarer Konsum- und Kulturgüter geworden sind. Denn überall gibt es Fernsehgeräte, Radios, CD-Player, Zeitschriften, Bücher und Kinos. Auch die sogenannten neuen Medien erobern unaufhaltsam den jugendlichen Lebensraum, wobei vor allem die rasante Verbreitung von E-Mail-, Handy- und SMS-Kommunikation neue Formen von telesozialem Verhalten in der heutigen Jugendgeneration erzeugen, die ihr bereits ein weiteres Etikett eingebracht haben: „Generation @“ (OPASCHOWSKI 1999).

Wie sieht nun die jugendliche Medienfaszination im einzelnen aus? Geordnet nach der regelmäßigen Nutzung, zeigt sich folgendes Präferenzmuster: An erster Stelle steht das „Fernsehen“ (88%), dicht gefolgt von „CDs/Schallplatten“ (80%) und „Radio“ (80%). Printmedien wie „Zeitungen“ (48%), „Bücher“ (27%) und „Zeitschriften“ (21%) folgen mit einigem Abstand. Auch „Computer“ (38%) und „Inter-

net“ (15%) haben mittlerweile ihren festen Platz im täglichen Medienpotpourri der Jugendlichen. Auf „Kino“ (3%) und „Comics“ (2%) entfallen dagegen die wenigsten Nennungen. Hier ist jedoch eine Differenzierung notwendig. Erweitert man nämlich das Nutzungsspektrum bis hin zur Antwortkategorie „einmal pro Monat/seltener“, dann steigt beispielsweise die Rate der jugendlichen Internetnutzer auf 48% und die der Kinogänger sogar auf 95%. Was hier sichtbar wird, sind zum einen medien-spezifische Nutzungsfrequenzen und -intensitäten, zum anderen aber auch mediale Gewohnheitsbildungen und Kontinuitätsvorstellungen, die an unterschiedliche Zeitrhythmen gekoppelt sind.

Unbestreitbar gilt aber: Fernsehen und Musikhören sind seit Anfang der 1990er Jahre die unangefochtenen Spitzenreiter im jugendlichen Medienensemble. Die Nutzung von Printmedien ist in diesem Zeitraum dagegen leicht zurückgegangen. Zu den größten Verlierern, jedenfalls hinsichtlich der Intensität der Nutzung, zählt jedoch das Medium Video, zu den größten Gewinnern Computer und Internet. Denn vier Fünftel der Jugendlichen verfügen derzeit bereits über Erfahrung im Umgang mit dem PC und immerhin fast die Hälfte mit Netzkommunikation. Auffällig sind dabei die zum Teil sehr großen Nutzungsunterschiede zwischen Jungen und Mädchen, Hoch- und Niedriggebildeten und Stadt- und Landjugendlichen.

Was sich hier abzeichnet ist die Tatsache, dass die jugendliche Medienlandschaft ein sehr differenziertes Gebilde ist, in dem auch defizitäre Momente vorkommen. Sie sind unter einer eher strukturellen Perspektive ebenso zu erwähnen, wie die produktiven und kreativen medialen Gebrauchsformen der heutigen Jugend. Denn die Medien sind keineswegs die großen Gleichmacher, wie oft behauptet wird, sondern sie stellen Anknüpfungspunkte für höchst unterschiedliche Nutzungsstile dar. Auf folgende Aspekte gilt es dabei besonders aufmerksam zu machen:

1. Innerhalb des Freizeitraums nehmen Medien eine wichtige Funktion ein. Ja man kann sagen, Jugendliche sind heute wahre Medienfreaks: Sie nutzen (fast) alle Medien (fast) überall und zu (fast) allen Tageszeiten. Zudem sind sie durch die Dynamik des Medienmarktes gezwungen, Auswahlentscheidungen und Neuarrangements vorzunehmen, die sie in der Regel sehr souverän und virtuos meistern.
2. Die Nutzung von alten und neuen Medien steht dabei für die Jugendlichen nicht in einem Verdrängungs- und Substitutionsverhältnis, sondern sie sind untereinander durchaus anschlussfähig und auch miteinander kombinierbar. Die immer wieder kolportierte These, wonach vor allem Computer und Internet zum Bedeutungsverlust der Printmedien führen würden, ist nicht haltbar. Im Gegenteil, wenn überhaupt eine mediale Fokussierung zu beobachten ist, besteht sie zwischen diesen Medientypen. Ansonsten ist für den Umgang der Jugendlichen mit den unterschiedlichsten Medien viel eher eine auf Komplementarität ausgerichtete Bastel- oder Collagenmentalität charakteristisch.

3. Wir haben in unserer Untersuchung auch keine Anhaltspunkte dafür gefunden, dass es durch die Medien zu einem Rückzug aus dem Sozialen kommen würde. Vielmehr unterliegen alte und neue Medien einer faszinierenden Dialektik von Gemeinschaftsbildung und Individualisierung. Zudem erweitert sich durch die Ausdehnung der Medien die Zahl der wählbaren Kommunikationsformen, Selbstdarstellungsmuster und Gruppenzugehörigkeiten.
4. Medien sind aber nicht nur Ausdruck von (populär)kulturellen Präferenzen und Instrumente einer jugendeigenen Politik des Vergnügens. Sie können auch – und dies zeigt sich in der Gegenwart vor allem bei der Computer- und Internetnutzung – mit massiven sozialen Ungleichheiten einhergehen beziehungsweise diese sichtbar machen oder sogar verstärken. Denn zu den folgenreichsten Ergebnissen zählt die Beobachtung, dass der Umgang mit diesen Medien keineswegs im Selbstlauf zu einer kollektiven Ausweitung von Handlungsspielräumen und Kompetenzen führen muss. Es zeichnet sich nämlich eine Entwicklung ab, wonach diese Medien besonders von denjenigen Jugendlichen handlungskompetent erschlossen und genutzt werden, die auch schon mit den alten Medien gut zu recht kamen (Stichwort: *Wissenskluft*).
5. Zum Teil werden die vorhandenen Kompetenzdifferenzen durch Formen medialer Selbstsozialisation gleichsam in eigener Regie ausgeglichen. Denn wird das Wissen – auch im Umgang mit Computer und Internet – im institutionalisierten schulischen und außerschulischen Bereich nicht erworben, dann kompensieren dies viele Jugendlichen durch entsprechende Aktivitäten in ihrer Freizeit resp. in ihren Szenen. Bereits in unseren früheren Medien- und Jugendstudien konnten wir aufdecken, wie eigenwillig und in vielen Fällen auch kompetent sich die heutige junge Generation zu Hause, bei Freunden oder in Cliquen und elektronischen Gemeinschaften mit den (neuen) Medien auseinandersetzt.

Als erstes Zwischenfazit ist festzuhalten: Medien sind für Jugendliche ständige Alltagsbegleiter und sie flanieren regelrecht in den Kolonnaden des medialen Supermarktes und bedienen sich hier, je nach Situation und Stimmungslage, sehr gezielt und gekonnt. Wie selektiv sie dabei Medien auswählen und wie routiniert sie diese ins Tagesgeschehen einbetten, verdeutlicht ein Auszug aus einem Gespräch, das wir mit einer 15-jährigen Schülerin geführt haben:

„So sieht ein normaler Medientag bei mir aus: Morgens wach’ ich vom Radio auf, lese vor der Schule manchmal den Trierischen Volksfreund, Musik bei den Hausaufgaben, danach eine Stunde Computer, abends Fernsehen, meistens Serien. (...). Musik zur Beruhigung, Fernsehen zum Ausruhen und zur Unterhaltung, Computerspiele aus Lust und manchmal Frust, Lesen, weil es spannend ist und auch Spaß macht. (...) Ich denke, ich könnte nicht gut ohne Fernsehen und Radio auskommen. Schon eher könnte ich auf den Computer verzichten. Ich bin mir aber ganz sicher, dass das Leben ohne Medien viel langweiliger wäre“ (Rebecca).

Exkurs: Medienfantum und Medienkulturen

Die Selektivität, Eigenwilligkeit und Kreativität, mit der Jugendliche bisweilen Medien nutzen, zeigt sich in besonderer Weise in Formen des medialen Fantums. Dabei spielt es vielfach keine Rolle, ob man Mitglied dieser Gemeinschaften oder Gruppen ist oder sich lediglich dem entsprechenden medienkulturellen Kommunikations- und Symbolssystem zugehörig fühlt. Gerade die expressiven Jugend- und Medienkulturen, wie gegenwärtig vor allem die Techno- und HipHop-Szene, haben durch die wachsende Kommerzialisierung eine internationale Stilsprache ausgebildet, deren Elemente als Erkennungszeichen und Verständigungsbasis fungieren, aber auch eine klare Grenze zu den Nicht-Fans oder den Anhängern anderer medialer Stilrichtungen und Szenen markieren.

In einer ersten Annäherung an das Phänomen Medienfantum und seiner Größenordnung stellten wir in unserer Untersuchung den Jugendlichen folgende Frage: „Würdest Du dich als Medien-Fan bezeichnen, also als Anhänger einer bestimmten Musikrichtung, Fernsehsendung, Internetszene etc.?“ Auch wenn der Begriff Medienfantum zunächst einmal recht unspezifisch verwendet wird, so ist doch einigermaßen überraschend, dass 45% der Jugendlichen sich als Anhänger einer bestimmten Medienszene einstufen. Das bedeutet, fast die Hälfte der Befragten entwickelt eine besondere Begeisterung für bestimmte Medienformen und/oder Stars der Popkultur und fühlt sich als Teil einer entsprechenden Fangemeinschaft. Die sozialstrukturelle Analyse des jugendlichen Medienfantums weist dabei kleine Unterschiede hinsichtlich des Geschlechts (Jungen: 49%; Mädchen: 42%), aber große Differenzen bezüglich des Alters (14-17 Jahre: 52%; 18-21 Jahre: 47%; 22-25 Jahre: 34%) aus. Es sind also vor allem die Teenies, die die Majorität medialer Fangruppierungen bilden.

Um das weite Feld des jugendlichen Medienfantums etwas genauer einzugrenzen, wurden die Anhänger mittels einer offenen Frage gebeten, die Fanszene(n) zu benennen, in die sie in besonderer Weise involviert sind. Die Antworten beziehen sich dabei sowohl auf personenorientierte Fanformen (z.B. die Anhänger von Madonna, DiCaprio, Brad Pitt, den Böhsen Onkelz oder bestimmten Boy Groups) als auch auf gattungsorientiertes Fantum (etwa HipHopper, Grufties, Online-Rollenspieler, Multi-Player-Freaks, Serienfans). Lässt man einmal den Aspekt unberücksichtigt, dass in jeder medialen Fanszene auch beachtliche Wissens- und Bindungsdifferenzen zwischen den Anhängern bestehen, so sind doch zwei Entwicklungen offenkundig: Zum einen sind es die beiden jugendlichen Lieblingsmedien Musik und Film/TV, die auch vermehrt zu Kristallisationspunkten für Fankulturen werden, zum anderen ist das Fantum exklusiv, d.h. es ist auf ein mediales Produkt resp. eine Gattungsform konzentriert. Während interszenische Fankombinationen – etwa die gleichzeitige Leidenschaft für Horrorfilme und Manga-Comics – die Ausnahme darstellen, sind intraszenische Fanformen häufiger zu finden. Beispielsweise gibt es

jugendliche Fans von Seifenopern, die sich gleichermaßen für die Serien *Marienhof*, *Verbotene Liebe* und *Gute Zeiten, Schlechte Zeiten* begeistern. Oder es gibt Black Metal-Fans, deren Musikvergnügen sich parallel auf einzelne Stilderivate – also etwa *Doom-*, *Death-* und *Black Metal* – bezieht.

Fantum wird von den Jugendlichen ernst genommen und ist zudem ein wichtiges Element der jugendlichen Identitätsbildung und Gemeinschaftserfahrung. Denn die Objekte der Verehrung sowie die Medienstars und Popikonen werden vielfach zu Idealtypen stilisiert, in denen sich die gesamte Fangruppe wiedererkennt (vgl. SOMMER 1997). Hinzu kommt, dass gerade der *inner circle* der Fangemeinschaften eine starke Zugehörigkeit zu einer Szene äußert. Das bedeutet, dass bestimmte Medienformate und Künstler verstärkt auch zu Anknüpfungspunkten für Jugend-szenen resp. jugendliche Medienkulturen werden. Leit-Medium war dabei das Radio, Leit-Milieu die Rock- und Popszene. Entstanden in den 1950er Jahren des letzten Jahrhunderts in den USA, erlangte ihr ästhetisch-expressives Signum, der Rock'n' Roll, binnen weniger Jahre eine weltweite Popularität, ja er wurde zum musikalischen *Coming out* einer ganzen Generation. Der Rocksänger Udo Lindenberg erinnert sich: „Damals, 1957, ich war elf, schoss aus dem Radio Elvis Presley mit *Tutti Frutti*, und die ersten Takte verbannten meine bisherigen Lieblingslieder schlagartig aus meinem Frischlingsherzen. Worum es ging, verstand ich nicht, aber dieser Schluckaufgesang und die elektrisierende Musik rockten mich durch. (...) Elvis Presley hatte mich angezündet, und ich dachte: ‚Jetzt ist Erdbeben‘“ (zit. n. HOFFMANN 1981, S. 24).

Seit dieser Zeit ist es zu einer wahren Inflation von medienzentrierten Stilformen und Jugendformationen gekommen. Zwei Differenzierungsprozesse verschränken – und verstärken – sich dabei. Zum einen stimuliert die wachsende Kommerzialisierung der Jugendszenen die Ausbildung von immer neuen stilistischen Spielarten und Ablegern. Bei der Rockmusik bspw. reicht der Bogen der entsprechenden Stilderivate von Punk über New Wave bis zu Heavy Metal. Zum anderen wird das gesamte Medienfeld verstärkt zum Kristallisationspunkt für jugendliche Fankulturen. Ob Kinofilme oder Fernsehserien, Computer oder Internet, Medien sind die großen Generatoren von Jugendszenen. Innerhalb dieses jugend- und medienkulturellen Raums haben wir in unserer Forschungsgruppe in den vergangenen zwei Jahrzehnten – oft im Stile von Ethnologen – folgende Szenen näher untersucht: Im Musikbereich u.a. Grufties, Black Metal-Fans, Techno-Anhänger, HipHopper, für Film und Fernsehen die Fanclubs der *Lindenstrasse* und *Star Trek*-Serie sowie Video-Cliquen, für Computer und Internet etwa Spielefreaks, Programmierer, Hacker, Cyberpunks und Online-Rollenspieler.

Folgende *stilistische Strukturmerkmale* und Entwicklungstrends sind dabei deutlich geworden:

1. Die Zahl von Jugendkulturen hat stark zugenommen. Die Schätzungen schwanken zwischen 100 und 200, wobei die Zahl der Anhänger allerdings große Unterschiede aufweist. Zum Mainstream in den jugendlichen Musikszenen zählen der-

- zeit die Rapper und Raver, also die Anhänger von Hip-Hop und Techno mit jeweils weit mehr als einer Million Fans (*Pluralisierung*).
2. Jugendkulturen unterliegen ständigen Differenzierungen und Aufspaltungen. Aus der Rockszene haben sich, wie bereits erwähnt, die Stilrichtungen des Punk, New Wave und Heavy Metal abgespalten. Die Metal-Kultur ihrerseits hat sich zwischenzeitlich ebenfalls in mehrere Untergruppierungen wie Black Metal, Dark Metal und Doom ausdifferenziert. Die Abspaltung von Subszenen wird regelrecht zum Kampfmittel zur Sicherung von Identität und Autonomie. Man kann deshalb auch von einem Mainstream der Minderheiten sprechen (*Diversifizierung*).
 3. Auch wenn sich eine große Anzahl von Jugendlichen einer Szene zugehörig fühlt – in unserer aktuellen Umfrage sagten, wie bereits erwähnt, allein 45%, dass sie Anhänger einer Medienszene seien –, ihre Szenenanbindung ist jedoch unterschiedlich intensiv. Drei Typen des Fantums lassen sich dabei unterscheiden: der Novize, der Tourist und der Freak. Sie markieren einerseits gestufte Formen szenengebundenen Wissens und andererseits – wenn auch nicht zwangsläufig – Karriereabschnitte innerhalb einer Szene (*gestufte Szenenbindung*).
 4. Es sind vor allem die jugendlichen Szenen-Veteranen, die ihr Wissen und ihre Stilhoheit auch sehr prononciert als Konfrontations- und Abgrenzungsstrategie gegenüber Erwachsenen einsetzen. In spielerisch-aufreizender Lässigkeit demonstrieren sie die ungleiche Verteilung vor allem von Medienkompetenzen. Gerade ihre Leichtigkeit und Virtuosität in der visuellen Wahrnehmung – und zwar von dem Bilderspektakel der Musikclips bis zu den virtuellen Welten der Computerspiele – verdeutlichen, dass der Umgang mit Medien und ihren Inhalten sich immer weiter auseinander entwickelt, denn selbst aufgeschlossene und wohlmeinende Erwachsene können diese medialen Produkte nicht in ihre alltagsästhetischen Schemata transponieren; Ratlosigkeit, Verwirrung und Empörung sind dann nicht selten die Folge (vgl. VOGELGESANG 2000). Die Anzeichen mehren sich, dass sich der Generationen-Konflikt zukünftig viel stärker als Medien-Konflikt zeigen wird (*asymmetrische Wahrnehmungsstile*).
 5. Jugendkulturen sind Formationen auf Zeit, deren Leben und Überleben aufs Engste mit ihrer Stil-Exklusivität verknüpft ist. Deren Verlust ist gleichbedeutend mit einer Entzauberung und Auflösung ihrer Identität und hängt wie ein Damoklesschwert über allen jugendkulturellen Stilgemeinschaften. In dem Maße nämlich, wie ihre Szenensymbole – z.B. die XXL-Klamotten, Baseballkappen und Turnschuhe (Sneakes) bei den HipHop-Fans – von vielen aufgegriffen werden, inflationieren sie und werden schließlich für ihren Zweck untauglich. Jugendkulturen als gemeinschaftliche Lebensentwürfe scheitern nicht einfach an der Unrealisierbarkeit ihrer Konzepte, sondern blühen und welken mit den Konjunkturen ihrer

Symbole und Karrieren ihrer Protagonisten. Ein markanter Einschnitt in der Grunge-Szene war bspw. der Freitod ihres Idols Curt Cobain von der Gruppe ‚Nirvana‘ im Jahr 1994 (*Kampf um Exklusivität und Distinktion*).

6. Mit der Expansion des Jugendkulturmarktes zu Beginn der 1980er Jahre und der freien Wählbarkeit von kulturellen Mustern und Gruppierungen, verlieren klassenkulturell orientierte Stilbildungsprozesse an Bedeutung. Nicht mehr die Verankerung von jugendlichen Lebensformen in der herkunftsspezifischen ‚parent culture‘ ist bestimmend für die heutigen Jugendkulturen und -szenen, sondern viel eher modische Stil-Basteleien, die als postmoderne, identitätsstiftende Bezugspunkte tendenziell allen Jugendlichen verfügbar sind. Während Punks und Popper untrennbar mit ihrer Herkunftskultur verbunden sind – dem Arbeitermilieu und dem Bürgertum –, gibt es bei den Techno-Anhängern keine Schichtabhängigkeit mehr. Der Trend ist offenkundig: An die Stelle der Milieugebundenheit ist die Marktorientierung getreten (*Marktabhängigkeit anstelle von Herkunftsgelundenheit*).
7. Stile, Rituale und Symbole in Jugendkulturen enthalten Hinweise auf höchst unterschiedliche Körperbilder und körperbezogene Erlebnisformen. Jede Jugendkultur schreibt sich gleichsam auf ihre Weise in den Körper ein und hinterlässt dort Spuren. So wird z.B. in der Heavy Metal-Szene der aggressive Körper inszeniert, bei den Techno-Fans ist er Ekstasemedium und die Gruffies gestalten ihn zu einem morbiden Protestzeichen um (*Körperkult und Körperkultivierung*).
8. Durch Fixierungen, Übersteigerungen und Radikalisierungen kann es auch zu problematischen Entwicklungen innerhalb von bestimmten Jugendkulturen und -gruppen kommen. Zu den aktuellen Konfliktszenen zählen Skinheads, Autonome, Hooligans, Satanisten und Faschos, für die aggressive Männlichkeit und Gewalt die dominanten Ausdrucksmittel sind. Hinzu kommen rigide Macht-, Unterwerfungs- und Bestrafungsrituale, die den Ausstieg zu einem hohen persönlichen Risiko machen. Neben diesen Härtegruppen, gibt es noch andere ‚geschlossene Gemeinschaften‘: die sogenannten Rückzugskulturen. Zu nennen sind hier in erster Linie Jugendsekten und bestimmte Esoterikgruppen, die mit wesentlich subtileren Zwangs- und Kontrollmitteln operieren, um jugendliche Mitglieder unter ihre Kontrolle zu bringen. Nicht selten ist der Preis, den der Einzelne in diesen vermeintlichen Heils- und Erlösungszirkeln zahlen muss, sehr hoch: das eigene Ich (*deviante Jugendszenen*).

Für die Mehrzahl der Jugendszenen ist jedoch die Freiwilligkeit und Selbstbestimmung ihrer Mitglieder oberstes Gebot. Dabei zeigen ihre jugendlichen Anhänger auch meist sehr demonstrativ, zu welcher Gruppierung sie gehören. Hinzu kommt, dass Szenen ihre eigenen Orte und Treffpunkte haben, für die eine hohe Erlebnisdichte charakteristisch ist. Hier ist Emotion pur erlebbar, ganz im Unterschied zur rationalitätsüberwucherten Erwachsenenwelt. Nicht zuletzt verdeutlichen Jugend-

kulturen, dass die Individualisierung des heutigen Lebens nicht zwangsläufig in eine Vereinzelung mündet und keineswegs als Verfallsprozess sozialer Bindungen begriffen werden muss, sondern sie sind gleichsam der Prototyp einer neuen Form von Vergemeinschaftung, die der franz. Soziologe Michel MAFFESOLI (1988) in seiner Arbeit *Le temps des tribus* als neotribal umschrieben hat.

V. Freizeitzufriedenheit und Defizite in der Freizeit

Nachdem in unserer Untersuchung die unterschiedlichsten Aspekte des Freizeitbereichs – angefangen von einem Überblick über die verschiedenen Aktivitätsmuster bis hin zu spezifischen Teilnahmeformen an Bräuchen – angesprochen worden waren, baten wir die Jugendlichen um ein Gesamturteil. Dazu stellten wir ihnen zunächst folgende Frage: „Wenn Du ganz allgemein an deine Freizeit denkst, wie zufrieden bist Du mit dem bestehenden Angebot?“

Auch wenn subjektive Einschätzungen dieser Art immer mit einem gewissen Vorbehalt zu betrachten sind, da sich das Antwortverhalten zwischen prägenden (positiven oder negativen) Einzelerfahrungen und bilanzierenden Gesamturteilen bewegen kann, kommt ihnen dennoch eine wichtige Indikatorfunktion zu. Und die ist im Falle der Bewertung des Freizeitangebots recht eindeutig: Im großen und ganzen nämlich sind die Jugendlichen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Freizeitmöglichkeiten zufrieden. Allerdings gibt es auch einen nicht unerheblichen Anteil, der mit dem vorhandenen Freizeitangebot weniger zufrieden (24%) oder gar unzufrieden (4%) ist.

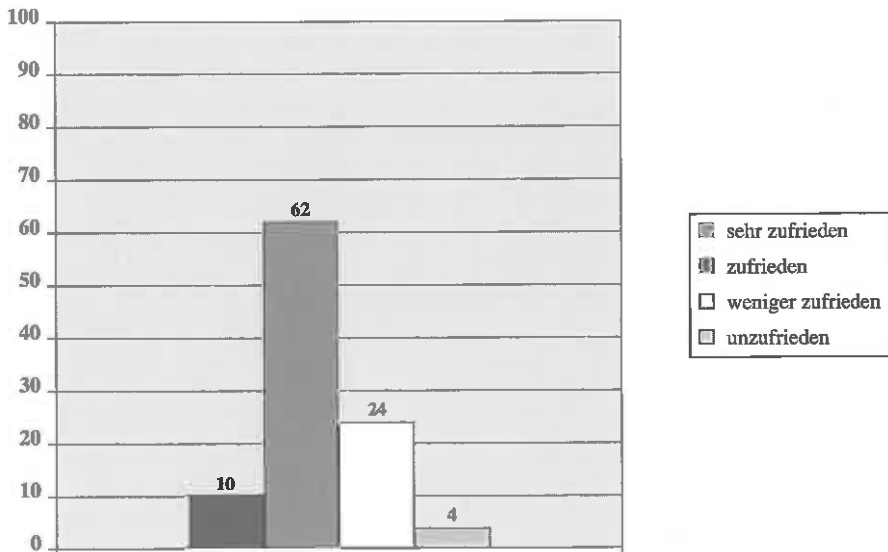


Abb. 3: Zufriedenheit mit dem Freizeitangebot (Angaben in Prozent)

Verändert sich dieses Meinungsbild, so die Anschlussüberlegung, wenn man die einzelnen freizeitbezogenen Zufriedenheitsausprägungen nach den Sozialmerkmalen der Jugendlichen näher differenziert. Das Ergebnis ist einigermaßen überraschend, denn zwischen der Einschätzung der Freizeitzufriedenheit durch die Befragten und ihren verschiedenen sozio-demographischen Merkmalen bestehen keine signifikanten Unterschiede. Ganz gleich, ob man die Zufriedenheits- resp. Unzufriedenheitsraten nach Geschlecht, Alter, Bildung oder Region aufschlüsselt, die zu Tage tretenden Differenzen sind minimal. In seltener Einmütigkeit bewerten die Jugendlichen das ihnen zur Verfügung stehende Freizeitangebot als ausreichend oder auch nicht. Die von uns ermittelte Zufriedenheitsquote deckt sich dabei weitestgehend mit derjenigen aus anderen Jugendstudien (vgl. TAUBE 1994). Nicht übereinstimmend ist dagegen die sozialstrukturelle Invarianz, auf die wir hier gestoßen sind: „Erwartungsgemäß betrachten Jugendliche aus größeren Städten und Gemeinden (mit gewöhnlich besserem Angebot) die Freizeitmöglichkeiten vergleichsweise positiver als diejenigen aus kleineren Wohnorten. Tendenziell nimmt die Zufriedenheit auch mit sinkendem Bildungsniveau ab“ (EBD., S. 13).

Vor allem die Frage des Stadt-Land-Gefälles resp. der regionalen Annäherung bei der Zufriedenheit mit dem Freizeitangebot ist erklärungsbedürftig. Dass Städte über eine wesentlich größere und differenziertere Palette von Freizeitmöglichkeiten verfügen, steht außer Frage. Aber trotz dieser Angebotsdifferenz ist zwischen den in der Stadt und auf dem Land lebenden Jugendlichen eine Zufriedenheitskonstanz festzustellen. Daraus den Schluss zu ziehen, dass Landjugendliche sich mit einem reduzierten Freizeitangebot zufrieden geben, scheint uns aber unangemessen. Vielmehr haben wir Hinweise dafür gefunden, dass das Angebotsdefizit durch eine erhöhte Mobilität kompensiert wird. So stellten wir den Jugendlichen zu ihrem Freizeitverhalten u.a. auch die Frage: „Wo verbringst Du am Wochenende überwiegend deine Freizeit?“ Unterteilt nach der regionalen Herkunft der Jugendlichen, ergibt sich dabei folgende Antwortverteilung: Zwischen Stadt- und Landjugendlichen bestehen deutliche Unterschiede hinsichtlich der am Wochenende präferierten Freizeitorte. Während drei Viertel der in der Stadt lebenden Jugendlichen hier auch überwiegend ihre Freizeit verbringen, sind es bei den Landjugendlichen nur etwas über die Hälfte. Die andere Hälfte verbringt ihre Freizeit am Wochenende auch außerhalb des Wohnorts. Ihre Freizeitmobilität erstreckt sich dabei in etwa anteilig auf Nachbardörfer, Kleinstädte in ihrer Umgebung sowie Trier und andere Großstädte (z.B. Köln, Mainz, Koblenz). Hier zeigt sich noch ein interessantes Detail. Wenn Jugendliche aus Trier „übers Wochenende einen kurzen Trip machen,“ wie dies ein Ortsansässiger (Stefan, 19 Jahre) genannt hat, dann fast ausschließlich in andere Großstädte, wobei von „der Frankfurter Piste“ (Silke, 20 Jahre) eine besondere Anziehungskraft auszugehen scheint. Aber weder für Stadt- noch für Landjugendliche scheinen entsprechende Entfernungen ein Problem darzustellen. Dies wird auch deutlich in den Antworten auf die Frage: „Wie gut sind diese Einrichtungen/Veranstaltungen für dich erreichbar?“

Freizeitorte und -veranstaltungen sind für die Mehrheit der Jugendlichen (75%), auch wenn sie bisweilen dafür große Wegstrecken zurücklegen müssen, „gut“ oder sogar „sehr gut“ erreichbar. Lediglich für 7% der Befragten sind entsprechende Unternehmungen mit größeren Schwierigkeiten verbunden. Lokale und überlokale Freizeit- und Kulturangebote, so die Quintessenz, interessieren Stadt- und Landjugendliche nicht nur gleichermaßen, sondern sind für beide Gruppierungen auch in etwa gleich gut zugänglich. Es sind weniger die unterschiedlichen Entfernungen, die Differenzierungen im Freizeitverhalten erzeugen, sondern vielmehr die (populär-)kulturellen und stilistischen Präferenzen und Szenenbindungen der Jugendlichen selbst. Eine Befragte – Kerstin, 18 Jahre – aus einem kleinen Winzerort an der Mosel hat dies sehr prägnant an einem Beispiel verdeutlicht: „Es gab eine Phase, da sind wir fast jedes Wochenende ins *Dorian Gray* (Techno-Disco im Frankfurter Flughafen; W.V.) gefahren. Wir waren ‘ne Clique von etwa fünfzehn, einige hier aus dem Ort, andere aus Bernkastel, zwei sogar aus Trier. Wir haben uns im Gray kennengelernt und sind dann so ‘ne Art Techno-Fahrgemeinschaft geworden. Unser Motto war: Abtanzen bis zum Abwinken – und: Wer fährt ist nicht verstrahlt (Szenebegriff für den Konsum von Drogen; W.V.).“

Was in dieser Äußerung bereits angesprochen wurde, haben wir ebenfalls eingehender untersucht: die jugendtypischen Mobilitätsformen und -mittel. Dazu haben wir die Frage gestellt: „Wie kommst Du zu Veranstaltungen oder Einrichtungen, die nicht in deinem Wohnort sind?“ Die Ergebnisse bestätigen nochmals die bereits an anderer Stelle angesprochene zunehmende Motorisierung der Jugendlichen. Es ist das eigene Auto oder Motorrad sowie die sich dadurch eröffnenden Mitfahrgelegenheiten, die ihnen einen hohen Mobilitätsgrad garantieren. Auffällig sind weiterhin hochsignifikante Stadt-Land-Unterschiede bei einigen Mobilitätsformen. Eklatant ist in diesem Zusammenhang vor allem die Differenz bei den öffentlichen Verkehrsmitteln. Während 54% der Stadtjugendlichen darauf zurückgreifen (können), um zu bestimmten überlokalen Veranstaltungen zu gelangen, beträgt die entsprechende Quote bei den auf dem Land lebenden Jugendlichen nur 21%. Hier sind es dann, vor allem bei der Altersgruppe der 14- bis 17-Jährigen, die Eltern, die in die Bresche springen und ständige Transportdienste übernehmen (Stadt: 18%; Land: 40%). Zwar gibt es auch in den Kategorien „zu Fuß“ und „mit dem Fahrrad“ Unterschiede zwischen Stadt und Land, aber diese Fortbewegungsformen spielen im Hinblick auf die Erreichbarkeit überlokaler *Events* durch die Jugendlichen keine Rolle.

Auf eine Besonderheit ist allerdings noch aufmerksam zu machen: Mobilität bedeutet für Jugendliche nicht einfach das Überbrücken von Entfernungen, sondern steht immer auch für Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Erlebnis. Hin- und Rückfahrten zu Popkonzerten, Discos, Kinoveranstaltungen und anderen Highlights am Wochenende sind gleichsam Teil des Gesamterlebnisses. Dass dabei die Kontrolle über die Situation – und das Fahrzeug – auch schon einmal verlorengehen, ist die traurige Bilanz der polizeilichen Unfallstatistik, die zwischen Freitag und Sonntag

gerade für die Führerscheinneulinge eine überproportionale Unfallhäufigkeit ausweist. Die Unfallschilderung eines jungen Mannes (Jörgen, 22 Jahre), der sich auf der Heimfahrt von einem Fußballspiel ereignet hat, vermittelt einen Eindruck davon, wie schnell eine ausgelassene und überschwengliche Stimmung ein trauriges Ende finden kann:

„Wir sind Freitagsnachts vom Betze (Fussballstadion in Kaiserslautern; W.V.) heimgefahren. Zu fünft im Auto, Mucke voll auf, dazu gesungen und natürlich 'ne Batterie Six-Packs an Bord. Wir hatten so'n Tick, nannten das Auto-Schunkeln. Dabei haben wir uns gleichzeitig im Auto hin und her bewegt. Ich weiß heute nicht mehr, ob der Unfall daher kam. Vielleicht sind wir dem Fahrer auch irgendwie ans Lenkrad gekommen. Wir hatten jedenfalls unendliches Glück. Ich sehe heute noch die zwei Bäume auf mich zukommen, aber wir sind irgendwie genau dazwischen durch gekommen. In einem umgepflügten Feld war dann unser Betze-Trip zu Ende. Das Auto musste abgeschleppt werden, aber uns ist Gott sei Dank nichts passiert.“

Auch wenn der Preis, vor allem durch Leichtsinnsaktionen, für die jugendliche Motorisierung und Mobilität manchmal recht hoch ist, sie ist ein beherrschendes Moment in ihrem Freizeitraum. Dies zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass durch ihre erhöhte Mobilität am Wohnort vorhandene Freizeitdefizite gleichsam kompensiert werden. Dies ändert aber nichts daran, dass sie sehr wohl entsprechende Defizite inhaltlich prägnant benennen können. In diesem Zusammenhang wurde den Jugendlichen zunächst folgende Frage vorgelegt: „Wird deiner Meinung nach im Freizeitbereich in deinem Ort/deiner Stadt genug für die Jugendlichen getan?“ Aufgeschlüsselt nach den relevanten Sozialmerkmalen der Befragten, zeigt sich dabei folgendes Ergebnis: Über die Hälfte der Jugendlichen (56%) wünscht sich an ihrem Wohnort weitere Angebote im Freizeitbereich. Dabei sind es vor allem jüngere und auf dem Land lebende Jugendliche, die der Meinung sind, dass hier eine Verbesserung der freizeithlichen Infrastruktur notwendig ist. Was sie genau vermissen, wurde mit Hilfe einer offenen Frage („Was fehlt“) in Erfahrung zu bringen versucht. Fasst man die Vielzahl von Nennungen in größere Komplexe zusammen und bringt sie nach der Häufigkeit der Nennungen in eine Rangreihe, dann ergibt sich daraus folgende Freizeitwunschliste der Jugendlichen: Was sie am meisten vermissen sind Jugendtreffpunkte, wobei vor allem die Stadt-Land-Differenz hervorzuheben ist. Das regionspezifische Gefälle zeigt sich aber auch, mit Ausnahme von Diskotheken, im Bereich kultureller Angebote und Einrichtungen sowie bei Sportmöglichkeiten und Kneipen.

Auch wenn es hinsichtlich bestimmter Freizeitmöglichkeiten noch Nachholbedarf gibt – in ländlichen Regionen durchweg ausgeprägter als in der Stadt –, so ändert das kaum etwas daran, dass die Mehrzahl der Jugendlichen mit ihrer Freizeit zufrieden ist. Sie ist für sie nicht nur Erlebnismittelpunkt, sondern wie in keinem anderen gesellschaftlichen Bereich treten hier die veränderten Teilhabechancen von Jugend-

lichen zu Tage. Die gewandelten Rahmenbedingungen des Jugendalters, insbesondere die Verlängerung der Ausbildungszeit, der späte Berufseintritt, die starke Bindung an Gleichaltrigengruppen und nicht zuletzt die wachsende Kaufkraft bilden die Voraussetzung dafür, dass sich Jugendliche heute auf dem Freizeitmarkt beinahe nach Belieben bedienen können. Der Trend zur Freizeit wird zusätzlich begünstigt durch die Zeittressource, über die Jugendliche heute verfügen. Bereits Mitte der 1980er Jahre standen ihnen an Werktagen fünf Stunden zur freien Verfügung, am Wochenende waren es über acht Stunden, wobei zwischenzeitlich der Freizeitumfang noch zugenommen hat. Jugendliche nutzen diesen Zeitraum für eine große Bandbreite von Aktivitäten, sie erleben ihre Freizeit in einer hohen Intensität und schätzen sie vielfach über alles. „Freizeit ist mein Leben,“ dieser Ausspruch eines 16-Jährigen (Fabian) ist vielleicht nicht auf alle Jugendlichen übertragbar, aber er signalisiert den außerordentlich hohen Stellenwert, den sie – vor allem in der ersten Phase der Jugend – der Freizeit zuschreiben.

VI. Was macht (künftige) Freizeitangebote in der Jugendarbeit für Jugendliche attraktiv?

Multimedia und selbstorganisierte Medien-Mediation

Jugendliche sind Medienfreaks. Entsprechend ist ihre Medienfaszination ein idealer Anknüpfungspunkt für unterschiedlichste medienpädagogische Angebote, deren Bogen sich von der Bildgestaltung (und Manipulation) mittels digitaler Fotografie, über Videoprojekte bis zu LAN-Partys und Surftouren spannen lässt. Will man Jugendliche dazu motivieren, solche Angebote der Jugendarbeit zu nutzen, dann dürfen sie nicht nur Kompensationscharakter haben, sondern müssen – und dies in erster Linie – spaß- und subjektorientiert sein. Auch sollten bereits vorhandene Medienkompetenzen bei den Jugendlichen verstärkt in die Angebotskonzeption miteinbezogen werden (Stichwort: *selbstorganisierte Medien-Mediation*). „Außerschulische Kinder- und Jugendarbeit,“ konstatiert in diesem Zusammenhang Wolfgang ZACHARIAS (1999, S. 33) nur folgerichtig, „hat hier eine Jahrhundertchance: Denken und Handeln in Netzwerken fällt ihr einerseits eher leicht, andererseits sind informelle Netzwerke sowohl personaler („Szenen“) wie medialer („Internet“) Formen als Ausdrucksweisen von Kinder- und Jugendkultur und als symbolische Formen der Lebensgestaltung Inhalt und Methode gleichermaßen – nahe an der Wirklichkeit und Interessen ihrer Adressaten, den Kindern und Jugendlichen der Mediengeneration.“ Dass diese Jahrhundertchance auch genutzt wird, zeigen bspw. die sehr instruktiven Kinder- und Jugendprojekte rund ums Internet, die Sonja MOSER und Klaus DREYER (2002) in ihrem Sammelband vorstellen, oder die Bundesinitiative „Jugend ans Netz“, die vom Kompetenzzentrum Informelle Bildung an der Universität Bielefeld in der Fakultät Pädagogik betreut wird (Projektkoordination: Nadja Kutscher).

Sport, Körperbetonung und Distinktion

Sport gewinnt unter den Jugendlichen eine neue Bedeutung als Mittel zur Körperpräsentation und -aufwertung, wobei ein starker Trend zum nichtorganisierten Straßensport unverkennbar ist. Das traditionelle Rechteck von Schwimmbad, Turnhalle und Sportplatz wird erweitert durch öffentliche Plätze, die körper- und bewegungsorientiert genutzt werden. Für viele jugendliche Straßensportler sind zudem ihre Aktivitäten Ausdruck eines spezifischen Lebensgefühls, verbunden mit ästhetisierten Körperpraktiken, musikalischen und modischen Vorlieben und durchgestylten Fortbewegungsgeräten. Denn nicht nur der Sport steht für sie im Vordergrund, sondern auch jugendkulturelle Praktiken und die Distinktion von „den uncoolen Existenzen, die ihr sportliches Dasein in steifen Vereinen fristen,“ wie dies Mario, ein 16-jähriger Streetballer, umschrieben hat. Ihr sportives Verhalten signalisiert somit gleichzeitig Zugehörigkeit und Abgrenzung und ist im Selbstverständnis der Akteure eine gelungene Symbiose aus Bewegung, Selbstdarstellung und Freiheit. Um Jugendliche anzusprechen und zu rekrutieren, sollte Jugendarbeit die Zeichen des neuen Sports (Distinktion, Körperbetonung, Bewegungskompetenz, Bühnencharakter, Besonderheit, Ästhetik, Gruppenzugehörigkeit) ernst nehmen und wenigstens experimentell ihre Einrichtungen in einen öffentlichen Sport-Platz verwandeln. Jörgen SCHULZE-KRÜDENER (1999, S. 225) weist aber zu Recht darauf hin, dass „allein das Organisieren von Streetball-Turnieren noch keine körper- und bewegungsbezogene Jugendarbeit ist.“

Erlebnispädagogik revisited

Bereits ein flüchtiger Blick in den Freizeitbereich zeigt: Der Abenteuer- und Erlebnismarkt explodiert geradezu. Von Extremsportarten über Risikotourismusofferten bis zu den Rave-Parties der Techno-Freaks reicht die Spannweite der Grenzübertritte vom Gewohnten zum Ungewohnten, vom Alltag zum Außeralltäglichen. Gesucht wird vermehrt nach Ereignissen, die aus dem normalen Zusammenhang des Lebens herausfallen. Waren diese Außeralltäglichkeitserfahrungen in früheren Zeiten aber noch „Inseln im Leben“, wie dies Georg SIMMEL (1983, S. 16) einmal umschrieben hat, also von einer gewissen Seltenheit gekennzeichnet, so werden sie in der Gegenwart zum zentralen Verhaltenstypus. Wir haben es gegenwärtig nicht nur mit dem „Projekt des schönen Lebens“ zu tun, wie Gerhard SCHULZE (1992, S. 52) konstatiert, sondern auch mit dem Projekt des spannenden Lebens. Das Freizeit-, Sport- und Medienvergnügen der Jugendlichen ist Teil dieser Entwicklung, die als Trend zum *spannenden Müßiggang* beschrieben werden kann. In selbstgeschaffenen Enklaven wird den Emotionen freier Lauf gelassen. Bereits Anfang der 1980er Jahre weist eine Repräsentativbefragung (vgl. JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL 1981) einen Anteil von 24 % von Jugendlichen aus, für die in ihrer Freizeit die Suche nach Erlebnis und Nervenkitzel eine wichtige Rolle spielt; Tendenz steigend, wie jüngste Untersuchungen zeigen (vgl. HARTMANN 1996; RAITHEL 2001). Erlebnispädagogisch ausgerichtete Projekte in der Jugendarbeit können vor diesem Hintergrund eine attraktive

Ergänzung des Angebots sein. Als Orientierungshilfen für die Planung und Gestaltung solcher Projekte eignen sich etwa die Richtlinien, die die Story Dealer A.G./e.V., ein Zusammenschluss von Psychologen, Künstlern, Sozialpädagogen und Soziologen in Berlin, für die Konzeption von *Phantastischen Reisen* formuliert hat (vgl. GEISSLINGER 1992, S. 46f). Ihre charakteristischen Merkmale sind:

- das Ungewöhnliche, Außeralltägliche, die Vorstellungskraft Beflügelnde; Phantasie als Motor für Kreativität, spontanes Handeln, Antizipation, Wünsche und Hoffnungen;
- die Sehnsucht nach Abenteuer zu stillen; Abenteuer als alternative Wirklichkeit auf Zeit und als Quelle ungewohnter Erfahrungen; gewohnte Denk- und Handlungsmuster sowie Restriktionen im Erleben sollen aufgebrochen werden;
- die vorübergehende Befreiung des einzelnen aus der Identifikation mit seinen Alltagsrollen und den damit verbundenen Repressionen und Reduktionen;
- die Steigerung des Selbstwertgefühls und die Selbstbestimmungsfähigkeit des Einzelnen;
- Solidarität erfahrbar zu machen; Auseinandersetzungen müssen ausgetragen werden, da die Gruppe sonst handlungs- und erlebnisunfähig ist;
- das Erleben von Grenzsituationen, die Gefühle auslösen, die im normalen Alltag kaum in Erscheinung treten; ihr Austausch und Ausdruck innerhalb der Gruppe bewirkt sowohl für den einzelnen als auch für sein soziales Umfeld eine neue Erlebensqualität.

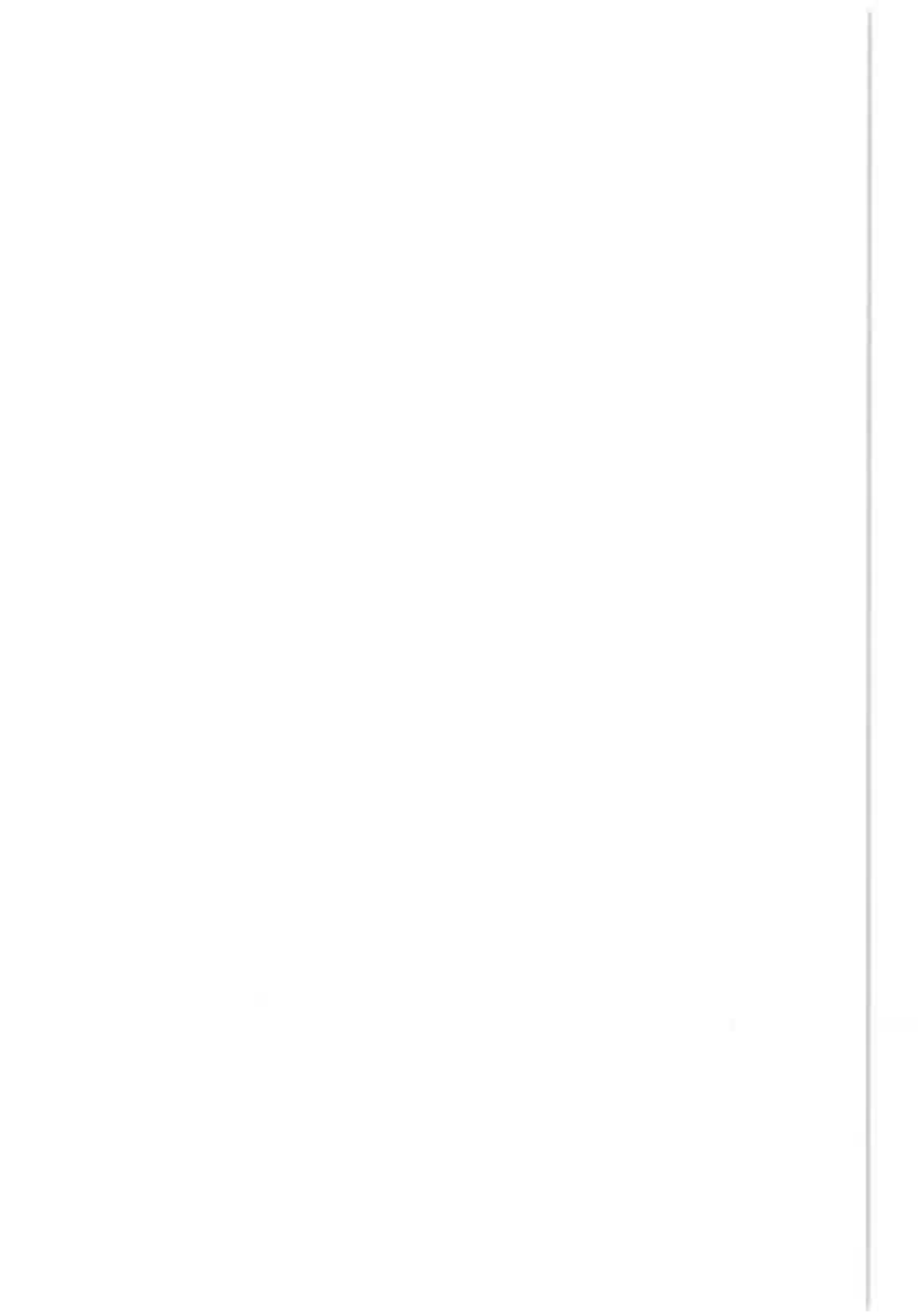
Literatur

- BEHRENS, U. U.A. 1986: *Jugend und neue Medien*. Trier (Forschungsbericht).
- BETTE, K.-H. 2001: *Straßensport*. In: tracts. Österreichisches Institut für Jugendforschung. 4/2001, S. 18-23.
- BÖHNISCH, L./MÜNCHMEIER, R. 1987: *Wozu Jugendarbeit?* Weinheim/München, S. 235.
- GEISSLINGER, H. 1992: *Die Imagination der Wirklichkeit*. Frankfurt/New York
- GIDDENS, A. 1998: „*Man hat keine Wahl, ausser zu wählen.*“ In: Die Zeit vom 18. April 1998, S. 49.
- HARTMANN, H.A. 1996: *The Thrilling Fields oder: „Bis ans Ende - und dann noch weiter.* Über extreme Outdoor Activities. In: Hartmann, H.A./Haubl, R. (Hrsg.): *Freizeit in der Erlebnisgesellschaft*. Opladen, S. 67-94.
- HOFFMANN, R. 1981: *Rockstory*. Frankfurt a.M..

- JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (Hrsg.) 1981: *Jugend '81*. Bd. 3. Opladen.
- MAFFESOLI, M 1988: *Le temps des tribus*. Paris.
- MOSER, S./DREYER, K. (HRSG.) 2002: *Spuren im Netz*. Kinder- und Jugendprojekte rund ums Internet. München Opaschowski, H.W.: Generation @. Hamburg.
- RAITHEL, J. (HRSG.) 2001: *Risikoverhaltensweisen Jugendlicher*. Opladen.
- SCHBUCH, E.K. 1975: *Die Jugend gibt es nicht*. Zur Differenziertheit der Jugend in heutigen Industriegesellschaften. In: Ders. u.a.: *Jugend in der Gesellschaft*. München, S. 54-78.
- SCHULZE, G. 1992: *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt a.M./New York.
- SCHULZE-KRÜDENER, J. 1999: *Zwischen Abgrenzung, Instrumentalisierung und Kooperation – Zur Vernachlässigung des Sports in der Jugendarbeit*. In *Deutsche Jugend*. 5/1999, S. 219-226.
- SCHWIER, J. (HRSG.) 1998: *Jugend – Sport – Kultur*. Hamburg 1998.
- SIMMEL, G. 1983: *Das Abenteuer*. In: Ders.: *Philosophische Kultur*. Berlin (zuerst 1923), S. 13-26.
- SOMMER, C.M. 1997: *Stars als Mittel der Identitätskonstruktion*. In: Faulstich, W./Korte, H. (Hrsg.): *Der Fan*. München, S. 120-135.
- TAUBE, R. 1995: *Zeitverwendung und Freizeitaktivitäten 1994*. In: Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforchung an der Universität Hannover (Hrsg.): *Jugend und Freizeit*. Hannover, S. 3-20.
- TULLY, C.J. 1999: *Rot, cool und was unter der Haube*. München.
- VOGELGESANG, W. 1992: *Umfrage zur Situation der Jugend und der Jugendarbeit in der Region Westeifel*. (Ergebnisbericht), Bitburg.
- VOGELGESANG, W. 2002: *Asymmetrische Wahrnehmungsstile*. Wie Jugendliche mit neuen Medien umgehen und warum Erwachsene sie so schwer verstehen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*. 2/2000, S. 181-202.
- VOGELGESANG, W. 2001: *„Meine Zukunft bin ich!“ Alltag und Lebensplanung Jugendlicher*. Wiesbaden.
- WENZEL, S. 2001: *Streetball*. Opladen.
- ZACHARIAS, W. 1999: *Lebenswelten, Kulturen, Medien*. Vernetzung in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. In: Baacke, D./Lauffer, J./Thomsen, M. (Hrsg.): *Ins Netz gegangen*. Internet und Multimedia als pädagogische Herausforderung. Bielefeld, S. 29-44.

(Selbst-)Evaluation in der Jugendarbeit

Hiltrud von Spiegel



Sehr geehrte Damen und Herren,

Ich bin zu dieser Tagung eingeladen worden, um Ihnen etwas über Wege der Qualitätssicherung zu berichten, die zurzeit in Deutschland beschritten werden. Dazu ist zunächst zu sagen, dass die Finanzierung der Sozialen Arbeit insgesamt inzwischen weitgehend mit Auflagen zur Qualitätsentwicklung, Qualitätssicherung und Evaluation verknüpft wird. Das Land Nordrhein-Westfalen schreibt z.B. den Einrichtungen der Jugendarbeit vor, dass sie am sog. Wirksamkeitsdialog teilnehmen, wobei sie die Form der Qualitätsarbeit selbst bestimmen können. In diesen Arbeitsfeld (der Jugendarbeit) werden zurzeit hauptsächlich zwei Ansätze der Qualitätsbeurteilung diskutiert, die unter den Kürzeln „WANJA“ (Wirksamkeitsanalysen der Offene Kinder- und Jugendarbeit) und „QQS“ („Qualitätsentwicklung, Qualitätssicherung und Selbstevaluation in der Kinder- und Jugendarbeit“) firmieren. Ich konzentriere mich heute hauptsächlich auf die Prinzipien und Methoden einer (Selbst-)Evaluation; wir haben in unserem Modellprojekt auch Arbeitshilfen für die Erarbeitung einer Konzeption und für die Beschreibung von Schlüsselsituationen entwickelt und eingeübt, auf die ich in diesem Zusammenhang nur verweisen kann (vgl. VON SPIEGEL 2000).

Ich habe meinen Vortrag folgendermaßen strukturiert:

1. Zunächst skizziere ich einige Charakteristika der beruflichen Handlungsstruktur der Sozialen Arbeit insgesamt und mein daraus resultierendes Qualitätsverständnis, damit Sie eine Vorstellung über meinen fachlichen Hintergrund gewinnen können.
2. Es folgt eine Charakterisierung des Vorgehens der Evaluation sowie ein Plädoyer zur Bedeutung von Zielen für die Gewinnung von Maßstäben für die Evaluation.
3. Im Mittelpunkt meines nächsten Punktes steht die Operationalisierung von Zielen als Kernkompetenz des Evaluierens (denn ich möchte aus Zeitgründen nicht das ganze Verfahren in seiner Schrittfolge darstellen). Das illustriere ich mit einigen beispielhaften QQS-Arbeitshilfen.
4. Danach zeige ich einige Unterschiede zwischen der Evaluation und der Selbstevaluation auf und begründe, warum die Selbstevaluation eher zum methodischen Handeln gehört als zur Forschung.
5. Ich fasse dann zusammen, worin ich die wesentlichen Vorteile unseres Modells sehe.
6. Ich hoffe, dass ich Sie zum Schluß auch noch für einige Vorschläge zum einrichtungsübergreifenden Qualitätsdialog interessieren kann.

I. Charakteristika der beruflichen Handlungsstruktur

Mein Qualitätsverständnis fußt auf bestimmten Charakteristika der beruflichen Handlungsstruktur Sozialer Arbeit, die u.a. mit den Stichworten „Individualität“, „Technologiedefizit“, „Koproduktion“ und „Kontextgebundenheit“ von Prozessen bezeichnet werden können. Das heißt, dass die Arbeit mit Menschen anderen Gesetzmäßigkeiten folgt als die Produktion von Maschinen:

Individualität (oder auch Mehrperspektivität):

Qualität ist eine relative Größe und jegliche Qualitätserwartungen (ob sie nun von Kinder oder Jugendlichen, von Fachkräften oder PolitikerInnen stammen) entstehen auf der Basis biografisch gewachsener und damit sehr individueller Bedürfnisse und Ansichten. Und auch bezüglich der Beurteilung von Wirksamkeit wird das Erfolgsurteil je nach Kontext und Betrachtungsperspektive sehr verschieden ausfallen. Kinder oder Jugendliche haben einen wesentlich anderen Blick auf Leistungen und Wirkungen als Kostenträger. Man muss daher klären welche Vorstellungen über das Zustandekommen von Leistungen und Wirkungen Sozialer Arbeit bei wem existieren und diese miteinander in Beziehung setzen.

Keine Arbeit im öffentlichen Auftrag wird finanziert, ohne dass damit (politisch motivierte) Leistungserwartungen verbunden wären (Jugendliche von der Strasse holen, gute Presse, volle Häuser). Wir arbeiten aber auch im gesetzlichen Auftrag und da geht es (nach § 11 Abs. 1 des deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetzes) um Wirkungen, nämlich die Befähigung zur Selbstbestimmung sowie die Anregung und Hinführung zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement. Gleichzeitig haben die Kinder/Jugendlichen aber auch persönliche Nutzenerwartungen bzgl. der angebotenen Leistungen. Sie wollen nicht in erster Linie „erzogen“ und „gebildet“ werden (das wären Wirkungen), sondern sie suchen Treffpunkte, Möglichkeiten der Kommunikation und der Selbstdarstellung (dazu haben Sie DIETHELM DAMM heute auch schon ausführlich gehört).

Technologiedefizit:

Problematisch finde ich, dass unsere Profession immer noch öffentlich verspricht, wir könnten bestimmte Wirkungen planmäßig erzeugen, wenn man uns nur die entsprechenden Ressourcen zur Verfügung stellen würde. Es ist aber in der Sozialen Arbeit grundsätzlich nicht möglich, Technologien also stabile und eindeutige „Ziel-Mittel-Zusammenhänge“, etwa zwischen methodischer Vorgehensweise und präzisierendem Ziel (im Sinn von „Methode X bewirkt Ereignis Z“) zu entwickeln. Wir arbeiten wegen der Komplexität sozialer Prozesse mit einem „strukturellen Technologiedefizit“. Das bedeutet, dass wir unsere Arbeit mit hypothetisch konstruierten Wirkungszusammenhängen begründen und rechtfertigen müssen, die immer auch

revisionsbedürftig sein können (vgl. die Überlegungen zur revisionären Planung von STURZENHECKER im Band VON SPIEGEL 2000).

Koproduktion:

Wir müssen unsere beruflichen Leistungen und entsprechend auch die Wirkungen als Teil einer Koproduktion mit Menschen betrachten, Menschen die immer eigene Auffassungen von der Wirklichkeit und eigene Vorstellungen von dem haben, was für sie ein interessantes und reichhaltiges Leben ist und auch davon, wie sie dort hingelangen können. Das Verständnis von Koproduktion impliziert, dass die Fachkräfte selbst nur einen (nämlich ihren) Teil zum Gelingen einer Situation beitragen können. Und dieser Teil besteht hauptsächlich darin, dass sie Leistungen erbringen, die ihre KoproduzentInnen anregen, sich mit Blick auf ihre Ziele in Bewegung setzen, so dass es zu Wirkungen kommt. Wenn wir also über Wirksamkeit reden, sollten wir die Bedingungen für eine gelingende Koproduktion untersuchen.

Kontextgebundenheit:

Hinzu kommt, dass sich Handlungen und Deutungen, Urteile und Prioritäten bei allen Beteiligten mit veränderten Bedingungen wandeln (das lässt sich zurzeit in der deutschen Politik und unter dem PISA-Schock besonders gut nachvollziehen) was wiederum auf die Eigenart sozialer Prozesse zurückzuführen ist. Das bedeutet u.a., dass auch das, was als Erfolg betrachtet wird, sich außerordentlich wandeln kann.

All diese Charakteristika müssen berücksichtigt werden, wenn man Qualitätsentwicklung und Evaluation betreiben will. Ich komme nun zur Evaluation als Verfahren:

II. Evaluation als kriteriengeleitete Bewertung von Sachverhalten

Der Begriff Evaluation ist sinngemäß mit „Bewertung“ zu übersetzen. Wer evaluiert, trägt systematisch und schriftlich Daten zusammen und analysiert diese, um Sachverhalte bewerten zu können. Die Bewertung geschieht z.B. im Hinblick auf die Angemessenheit, die Wirksamkeit oder die Wirtschaftlichkeit eines Projektes oder einer entsprechenden Maßnahme. Sie erfolgt „kriteriengeleitet“, also mit Blick auf die intendierten Ziele oder mit Hilfe fachlich legitimer Maßstäbe (Qualitätskriterien oder -standards). Sozialwissenschaftlich ausgebildete Fachleute untersuchen (in der Regel mit Hilfe des methodischen Arsenal der empirischen Sozialforschung) im Auftrag des Trägers eine Maßnahme oder auch spezielle Aspekte einer Organisation, um subjektive und objektive Effekte derselben zu erfassen und zu analysieren (externe bzw. Fremdevaluation). Zunehmend evaluieren auch Fach- und Führungskräfte Aspekte ihrer eigenen Arbeit (interne bzw. Selbstevaluation).

Der Zweck einer Evaluation besteht darin, Steuerungsinformationen für die Optimierung der weiteren Arbeit zu gewinnen. Klassisch wird unterschieden nach „produktorientierter“/„summativer“ Evaluation und „prozessorientierter“/„formativer“ Evaluation. Die erste Form sucht - ähnlich wie ein sozialwissenschaftlich angelegtes Forschungsprojekt - möglichst neutral nach Ergebnissen; die zweite Form kombiniert die Einführung eines Projektes oder einer Maßnahme mit der Untersuchung der Auswirkungen. Prozessorientierte EvaluatorInnen entwickeln auch selbst Implementationshilfen und beraten die Fachkräfte bei der Umsetzung und bei auftauchenden Praxisproblemen.

Alles was für die jeweilige Aufgabenstellung relevant ist, kann zum Evaluationsgegenstand werden: Konzepte oder Projekte und ihre Umsetzung, Interventionen, berufliche Haltungen von Personen, Organisationsroutinen, aber auch erzielte Effekte im Sozialraum oder in Kooperationsbeziehungen, Nutzeneinschätzungen der jeweiligen AdressatInnen oder Kosten-Nutzen-Relationen einer Einrichtung. Der Evaluationsfokus richtet sich auf einzelne, teilweise kleinste Elemente des Arbeitsprozesses (Mikroevaluation) oder auf umfassende Fragestellungen eines ganzen Projektes oder einer Organisation (Makroevaluation). Die Bewertung kann durch den Vergleich von Gruppen oder Projekten erfolgen; es ist aber auch möglich, ein einzelnes Projekt auf seine Qualität hin untersuchen.

Ich habe schon erwähnt, dass Evaluation im Kern eine kriteriengeleitete Bewertung von Sachverhalten ist. Die Frage ist also, woher die Bewertungskriterien stammen. Von der Auswahl der Kriterien hängt wesentlich ab, wie ein Projekt beurteilt wird. Oder anders: Die Ergebnisse variieren nach den Maßstäben, die angelegt werden. Das mag dann wenig Belang haben, wenn herausgefunden werden soll, ob eine Maßnahme die selbst formulierten Ziele erreicht. Wenn aber im kommunalpolitischen Zusammenhang über die Gesamtbeurteilung einer Jugendeinrichtung befunden wird, oder wenn es um den Vergleich einer Einrichtung oder einer Konzeption mit einer anderen geht, sind gültige und politisch abgesicherte und auf ausgehandelte Ziele gestützte Kriterien unabdingbar.

Üblicherweise gewinnt man die Kriterien, also die Maßstäbe für diese Bewertung aus den Zielen einer Einrichtung oder eines Projektes. Ohne Zielbezug (der je nach Einrichtung und Zielgruppe sehr spezifisch sein kann) verlieren Arbeitsprozesse und Angebote Sinn und Richtung. Sie werden zu rein technischen Verfahren, die nicht mehr beinhalten, warum und wozu man so und nicht anders arbeiten sollte/wollte. Wenn aber bei der erziehenden und bildenden Arbeit mit Kindern und Jugendlichen der Sinn verloren geht, kann man auch „gut“ und „schlecht“ nicht unterscheiden.

Wenn also bei einer Evaluation die Kriterien nicht auf angemessene Ziele und/oder erreichbare Wirkungen bezogen sind, kann man die Effekte auch nicht messen – was wiederum fatale Folgen für die ganze Einrichtung haben kann.

Das Prinzip der zielorientierten Evaluation ist eigentlich ganz einfach. Man muss nur

1. die Ziele der Maßnahme oder der Einrichtung beschreiben oder erst einmal herausfinden;
2. die Ziele in messbare Indikatoren der Zielerreichung übersetzen;
3. Daten über die Indikatoren sammeln;
4. die Daten mit den Zielindikatoren vergleichen;
5. und daraus die Bewertung formulieren.

In der Praxis ist es nicht ganz so einfach, weil die Probleme schon damit beginnen, dass kaum eine Jugendeinrichtung ihre konzeptionellen Ziele klar und unzweideutig formuliert hat. Wir wissen auch, dass diese konzeptionellen Ziele einer Einrichtung und die individuellen Ziele der verschiedenen MitarbeiterInnen im Team meist voneinander abweichen. Das ist übrigens „normal“, weil ja Ziele genau wie Qualitätserwartungen vor einem individuellen Werthintergrund entstanden sind (ich erinnere an das Charakteristikum der Individualität) und es daher immer einen Prozess der Vermittlung und Aushandlung von Zielen geben muss, den wir in den QQS-Arbeitshilfen systematisch berücksichtigen.

Wir unterscheiden im QQS-Modell zwischen Wirkungszielen, die als Leitlinien für die gesamte Arbeit gelten sollen und das gewünschte „Ergebnis“ bei Kindern und Jugendlichen im Blick haben (z.B. eine Erweiterung der Fähigkeiten der Kinder und Jugendlichen zur Partizipation). Die darauf bezogenen Handlungsziele bezeichnen förderliche Bedingungen oder Zustände und methodische Arrangements, die das Erreichen der Wirkungsziele fördern (z.B. die Gestaltung von Möglichkeitsräumen in der Einrichtung, die eine Partizipation wahrscheinlicher machen) und deren Erreichbarkeit im Verantwortungsbereich der Fachkräfte liegt (vgl. Anhang 1). Ähnliche Zieldifferenzierungen finden Sie überall. Sie heißen auch Fern- und Nahziele, Rahmenziele, Grob- und Feinziele, Ergebnis- und Teilziele, strategische und operative Ziele o.ä.; das soll uns hier und heute nicht beschäftigen (vgl. dazu VON SPIEGEL 2000). In unserem Entwurf müssen alle Ziele durch Aushandlung der Perspektiven und Erwartungen aller Beteiligten, also als sog. Konsensziele zu Stande kommen.

III. Operationalisierung als Grundqualifikation für die Evaluation

Die Ziele der Projekte oder Maßnahmen, die letztlich die Kriterien für die Evaluation liefern, müssen klar, spezifisch und als messbare Veränderungen im Handeln, dem Wissen oder der Einstellung von Menschen oder Arbeitsabläufen, Kooperationsbeziehungen u.a. wiederzufinden sein (oder auch nicht). Und messbar ist unge-

fähr alles, wenn es nur klar und unzweideutig definiert ist und wenn es Indikatorenqualität hat. Indikatoren gewinnt man durch die Operationalisierung von Zielen: die Ziele werden so konkretisiert, dass man beobachtbare Verhaltensdaten, abfragbare kognitive Wissens Elemente oder Einstellungsitems beschreibt: Wir schauen uns das im Beispiel an (vgl. Anhang 2).

Wichtig ist die „Reihenfolge“ der Operationalisierungen in den drei klassischen Qualitätsdimensionen: Ergebnis, Prozess und Struktur:

1. Ergebnisbezogene Operationalisierung: Hier wird deutlich, dass es Sinn macht, zunächst mit der genauen Konkretisierung des gewünschten Ergebnisses zu beginnen (bis man Indikatoren der Zielerreichung hat) = Merksatz: Gewünschter Zustand: Die Jugendlichen, das Haus ...
2. Prozessbezogene Operationalisierung: und dann von diesem gewünschten Ergebnis aus rückwärts zu denken: wie kommen wir dahin: mit welchen Handlungen und Haltungen? = Merksatz: Wir fördern, tun, machen ...
3. Strukturbezogene Operationalisierung: Merksatz: Was brauchen wir dafür? (Zeit, Zeug, Geld usw.)

Wenn eine Operationalisierung gut gelungen ist, hat man nun Indikatoren, die man mit Hilfe darauf abgestimmter Messverfahren erfassen kann. Diese Daten werden dann darauf hin bewertet, ob es sich um „Erfolge“ oder „Misserfolge“ handelt. Dazu muss man schon vor der Evaluation festlegen, was als Erfolg gewertet werden soll. Das geschieht z.B. durch die Festlegung einer Erfolgsspanne, also die Benennung von angestrebten Werten auf jeder ausgewählten Dimension.

Bevor ich Ihnen eine solche Erfolgsspanne zeige, möchte ich Ihnen als kleinen Exkurs den Weg zur Gewinnung einer Frage für eine Evaluation zeigen (vgl. Anhang 3), dann können Sie die Überführung der Operationalisierung (die ich vorhin an einem anderen Beispiel gezeigt habe) in eine Erfolgsspanne (Anhang 4) und weiter in einen Erhebungsbogen (Anhang 5) besser verstehen.

IV. Spezifika der Selbstevaluation

Das gezeigte Prinzip der zielorientierten Evaluation unterscheidet sich zunächst einmal nicht danach, wer es anwendet, also ob SozialwissenschaftlerInnen eine externe Evaluation durchführen oder ob Fach- oder Führungskräfte ihre eigene Arbeit evaluieren. Auch das methodische Repertoire ist kein anderes: auch die Selbstevaluation entlehnt ihre Methoden der empirischen Sozialforschung, bearbeitet sie dann allerdings so, dass man sie in den beruflichen Alltag einbauen kann, ohne dass man die Arbeitsabläufe verändern muss und der „forscherische“ Aufwand zu groß wird. Vielfach werden die Forschungsmethoden sogar auch noch als

Methoden der Jugendarbeit wirksam (vgl. den Erhebungsbogen im Anhang 6, der auch als Methode der Bedürfnissammlung eingesetzt wurde, veröffentlicht in: VON SPIEGEL 2000).

Auf diese Weise verändert sich jedoch der Fokus des Erkenntnisinteresses: Obwohl „Forschung in eigener Sache“ (Maja HEINER) ist die Selbstevaluation doch eher ein Verfahren zur Qualifizierung und Optimierung der praktischen Arbeit und somit eher ein Element des methodischen Handelns. Daher wird die Vorgehensweise auch weniger an wissenschaftlichen Gütekriterien (Validität, Reliabilität, Repräsentativität, Verallgemeinerbarkeit) gemessen, sondern eher an ihrer Plausibilität, Nachvollziehbarkeit, Relevanz, Effizienz und Flexibilität.

Die Stärken des Verfahrens liegen darin, dass detaillierte Informationen über Zusammenhänge von Prozessen und Ergebnissen gewonnen werden. Es qualifiziert auch die Fachkräfte selbst: sie nehmen ihre Klientel genauer in den Blick (Einholen von Bedürfnissen, Rückmeldungen zur Beurteilung der „Hilfen“, Untersuchung von Lebenswelt und Lebenslagen), und sie entwickeln eine selbstreflexive, forschende, experimentierende Haltung und damit eine professionelle Distanz zu ihrer eigenen Arbeit. Die Alltagspraxis profitiert von direkten Rückmeldungen über die Angemessenheit der beruflichen Strategien; „Fehler“ können beim Verfahren der Selbstevaluation schon während der Untersuchung revidiert werden. So haben die Mitarbeiter, die einen Mädchencomputertag fördern wollen, ja nicht unbedingt das Interesse, dass herauskommen soll, dass ausgerechnet sie (die Männer) durch ihr Verhalten diesen Tag boykottieren und entsprechend werden sie sich schon während der Untersuchung anstrengen, damit dieser Vorwurf gar nicht erst bestätigt werden kann - und dadurch verändert sich meist schon die Alltagspraxis in Richtung der Ziele. Eine Fremdevaluation würde den Fachkräften diese Fehler erst als Ergebnis der Forschung präsentieren. Darüber hinaus können die Dokumentations- und Erhebungsbögen, die während einer Untersuchung produziert werden, über die Phase der Selbstevaluation hinaus der Systematisierung der täglichen Arbeit dienen.

Grenzen ergeben sich aus dem Umstand, dass die Selbstevaluation projekt- und kampagnenhaft ist. Im Zusammenhang mit Systemen der Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung können mithilfe der Selbstevaluation einzelne, spezielle Fragestellungen untersucht werden, die in diesem Zusammenhang auftauchen. Im Ergebnis entstehen Fallstudien, die nicht verallgemeinerbar sind. Zu berücksichtigen ist auch, dass die Fragestellungen interessengeleitet sind und dass die fehlende Distanz der Untersuchenden zu ihrem Forschungsgegenstand auch zur Ausblendung von kritischen Fragen, zur Konzentration auf einen Sachverhalt und damit zur Vernachlässigung struktureller Elemente führen kann. Hinzu kommt, dass die Selbstevaluation zwar (konflikt hafte) Kommunikationsstrukturen sichtbar machen, aber nicht bearbeiten kann. Hier sind immer noch die eingeführten Verfahren der Supervision, der Organisationsentwicklung und des Coaching angebracht.

V. QQS-Arbeitshilfen als Professionalisierungshilfe für Fachkräfte

Es ist eine besondere Eigenart der Sozialen Arbeit, dass Ziele und darauf bezogene methodische Vorgehensweisen durch die Fachkräfte und ihre Interaktionen realisiert werden („Person als Werkzeug“). Wir unterstellen ein Professionalitätsideal, in dem die Fachkräfte die Lebens- und Entwicklungsthemen von Kindern und Jugendlichen mit diesen (und anderen Betroffenen und Beteiligten) deuten und in Koproduktion dazu geeignete Handlungsziele und Handlungsschritte entwickeln (s.o.). Fachkräfte gestalten auch selbst den Prozess der dialogischen Entwicklung von Zielen und deren Umsetzung. Sie entscheiden mit Blick auf ihre AdressatInnen (und ihre Kostenträger) und deren spezifischen Kontext, was sie warum wie tun wollen und mit welchen Qualitätsansprüchen sie dieses umsetzen, evaluieren und optimieren wollen.

Für die wiederkehrenden Anforderungen der Qualitätsarbeit und der Evaluation braucht man daher Grundqualifikationen, die für jegliche professionelle Arbeit wichtig sind, nämlich Fähigkeiten,

- Erwartungen relevanter Beteiligter zu sammeln, auszuhandeln und dadurch Ziele zu finden,
- diese Ziele zu operationalisieren, um darauf bezogene Handlungsschritte, zielförderliche Arrangements und strukturelle Erfordernisse zu entwerfen;
- und dadurch auch Kriterien und Indikatoren zur Bewertung der Qualität und der Effekte der pädagogischen Arbeit zu gewinnen (Selbstevaluation).

Die QQS-Arbeitshilfen bestehen aus Checklisten oder Gerüsten, die von den Fachkräften selbst mit Inhalten (Zielen, Standards, Handlungsschritten) gefüllt werden und die somit gewissermaßen zeit- und inhaltslos sind. Selbst wenn sich Qualitätserwartungen, Ziele, fachliche Standards und methodische Vorgehensweisen wandeln, ist das Gerüst immer noch brauchbar. Es gibt lediglich eine Arbeitssystematik vor, die die Charakteristika der beruflichen Handlungsstruktur (Individualität, Technologiedefizit, Koproduktion, Kontextbezogenheit, Person als Werkzeug, s.o.) berücksichtigt und an die Vorgehensweise des wissenschaftlichen Arbeitens anknüpft.

Die Arbeit mit den QQS-Arbeitshilfen erfordert und fördert bestimmte Haltungen: des genauen Hinguckens und Hinhörens, des Aushandelns von Perspektiven, der sprachlichen Konkretisierung allgemeiner Formulierungen (bzgl. der Ziele und der Vorgehensweisen), der Bezogenheit auf die eigenen Handlungen (Koproduktion) und gleichzeitig eine kritische Distanz dazu (Selbstreflexion), der Transparenz und Nachvollziehbarkeit von Planung, Umsetzung und Bewertung. Wir beobachten, dass die fachliche und berufliche Identität der Fachkräfte wächst, wenn sie sich über dieses Vehikel ihre eigene Konzeption und eigene Qualitätsansprüche für ihre spezifische berufliche Situation erarbeiten oder besser: gemeinsam mit ihren KollegInnen

erringen. Sie können dann in ihrer eigenen Sprache formulieren, was sie wie mit welchem Ziel und welchen Effekten tun und dieses selbstbewusst gegenüber Dritten vertreten.

VI. Anregung zur einrichtungsübergreifenden dialogischen Qualitätsbewertung

Wir regen an, dass sich Fachkräfte innerhalb eines Sozialraumes einrichtungübergreifend auf Ziele und entsprechende Qualitätskriterien und Indikatoren einigen, die über einen überschaubaren Zeitraum (z.B. ein Jahr) vergleichend umgesetzt und geprüft werden können. Ein Beispiel wäre der Umgang mit „Partizipation“. Das Handlungsziel wäre: „Wir eröffnen den Kindern und Jugendlichen unserer Einrichtungen möglichst viele Möglichkeiten der Partizipation“.

Nach unserer Erfahrung werden die Teams der beteiligten Einrichtungen schon in der Konkretisierungsphase dieses Handlungszieles sehr verschiedene Operationalisierungsergebnisse gewinnen, sowohl in der Ergebnisdimension als auch in der Prozess- und Strukturdimension, weil nämlich die Kontexte, die Zielgruppen, die Träger und eben auch die Teams trotz gleicher Kommune und evtl. sogar gleichem Stadtteil individuell verschieden sind und daher auch unterschiedliche Vorgehensweisen und Ergebnisse hervorbringen.

Der Gewinn eines solchen einrichtungübergreifenden Dialoges liegt vor allem im Austausch und der gegenseitigen Befruchtung der Teams. Man kann die eigene Sichtweise mit der der anderen ergänzen und/oder überprüfen, ohne die gegenseitige Wertschätzung zu verlieren. Solche Dialoge, wenn sie ernsthaft geführt und nicht mit finanziellen Sanktionen gekoppelt werden, führen zu einer Steigerung der Fachlichkeit. Unsere Erfahrungen zeigen auch, dass befreundete Teams ihre selbst entwickelten Instrumente zur Erfassung und Bewertung von Qualität (z.B. bei der zielbezogenen Beschreibung von Schlüsselsituationen oder in Selbstevaluationsprojekten) austauschen und (wiederum mit kontextspezifischen Variationen) einsetzen. Sie qualifizieren auf diese Weise ihre Arbeit auch an Stellen, die sie noch nicht so im Fokus hatten.

Ein Jugendamt erfährt (beobachtend und/oder moderierend) somit viel über die Fachlichkeit der Teams und auch über die Effekte der Arbeit und kann natürlich auch Schlüsse daraus ziehen. Grenzen hat das Verfahren da, wo die Ergebnisse von Qualitätsentwicklungen und Selbstevaluationen zur Grundlage von Kürzungsentscheidungen gemacht werden. Wenn auch nur der Verdacht besteht, dass solches passieren könnte, erhält man die bekannten Legitimationsberichte, die das Papier nicht wert sind, auf dem sie ausgedruckt werden. Dieses gilt aber im übrigen auch für dokumentierte Selbsteinschätzungen in Ratingskalen (wie z.B. WANJA).

Literatur

STURZENHECKER, B. 2000: *Grenzen von Planung in der Offenen Jugendarbeit*. In: Spiegel, H. v. (HRSG.) 2000: *Jugendarbeit mit Erfolg. Arbeitshilfen und Erfahrungen zur Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation*. Münster.

VON SPIEGEL, H. 2000.: *Arbeitshilfen zur Qualitätsentwicklung*. In: von Spiegel, H. (Hrsg.) 2000: *Jugendarbeit mit Erfolg. Arbeitshilfen und Erfahrungen zur Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation*. Münster

Weitere ausgewählte Literaturempfehlungen

Konzeptionsentwicklung:

DEINET, U. /STURZENHECKER, B. (HRSG.) 1996: *Konzepte entwickeln*. Anregungen und Arbeitshilfen zur Klärung und Legitimation. Weinheim/München.

LANDESJUGENDAMT WESTFALEN-LIPPE, FACHBERATUNG JUGENDARBEIT (HRSG.) 2001: *Konzeptionsentwicklung in der Kinder- und Jugendarbeit*. – „Konzept 2001 plus“ für Einrichtungen und Dienste der Stadt Gevelsberg. Münster.

MANNHEIM-RUNKEL, M. /TAPLIK, U. (HRSG.) 1998: *Konzeptentwicklung in der Jugendarbeit*. Reflexion und Dokumentation eines Modellprojektes zur berufsbegleitenden Fortbildung im Kreis Offenbach. Frankfurt a.M..

PROJEKTGRUPPE WANJA (HRSG.) 2000: *Handbuch zum Wirksamkeitsdialog in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit*. Qualität sichern, entwickeln und verhandeln. Münster.

VON SPIEGEL, H. (HRSG.) 2000: *Jugendarbeit mit Erfolg*. Arbeitshilfen und Erfahrungsberichte zur Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation. Münster.

Kinder- und Jugendarbeit – Grundlagen, Geschichte, Theoretische Orientierungen:

BÖHNISCH, L./MÜNCHMEIER, R. 1999: *Wozu Jugendarbeit?* – Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis. Weinheim/München.

DEINET, U. /STURZENHECKER, B. 1998: *Handbuch Offene Jugendarbeit*. Münster.

DEINET, U. 1999: *Sozialräumliche Jugendarbeit*. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptionsentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen.

KIESL, D./SCHERR, A./THOLE, W. (HRSG.) 1998: *Standortbestimmung Jugendarbeit*. Theoretische Orientierungen und empirische Befunde. Schwalbach/Ts.

RAUSCHENBACH, T. /SCHILLING, M. (HRSG.) 1997: *Die Kinder- und Jugendhilfe und ihre Statistik*. Bd.2. Neuwied.

SCHERR, A. 1997: *Subjektorientierte Jugendarbeit*. Eine Einführung in die Grundlagen emanzipatorischer Jugendpädagogik. Weinheim/München.

THOLE, W. 2000: *Kinder- und Jugendarbeit*. Eine Einführung. Weinheim/München.

Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen:

BÖHNISCH, L. 1993: *Sozialpädagogik des Kinder- und Jugendalters*. Eine Einführung, Weinheim/München.

BRENNER, G. /HAFENEGER, B. (HRSG.) 1996: *Pädagogik mit Jugendlichen*. Bildungsansprüche, Wertevermittlung und Individualisierung. Weinheim/München.

BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN und GESUNDHEIT (HRSG.) 1990: *Bundestagsdrucksache 11/6576*; Achter Jugendbericht: Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe, Bonn.

BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN und GESUNDHEIT (HRSG.) 1998: *Bundestagsdrucksache 11/6576*; Zehnter Kinder- und Jugendbericht: Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. Bonn.

HURRELMANN, K. 1994: *Lebensphase Jugend*: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim/München.

JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (HRSG.) 2000: *Jugend 2000*. 13. Shell Jugendstudie. Band 1 und 2. Opladen.

ZINNECKER, J./SILBEREISEN, J.K. 1998: *Kindheit in Deutschland*. Weinheim/München.

Mädchenarbeit bzw. geschlechtsspezifische Kinder- und Jugendarbeit:

BITZAN, M. /DAIGLER, C. 2001: *Eigensinn und Einmischung*. Einführung in Grundlagen und Perspektiven parteilicher Mädchenarbeit. Weinheim/München.

GLÜCKS, E. /OTTEMEIER-GLÜCKS, F. G. (HRSG.) 1994: *Geschlechtsbezogene Pädagogik*, Münster.

HEILIGER, A. /KUHNE, T. (HRSG.) 1993: *Feministische Mädchenpolitik*, München.

KLEES, R. /MARBURGER, H. /SCHUMACHER, M. 1989: *Mädchenarbeit*. Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Teil 1. Weinheim/München 1989.

SIELERT, U. 1989: *Jungenarbeit*. Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Teil 2. Weinheim/München.

Kinder- und Jugendarbeit in ländlichen Regionen:

BÖHNISCH, L. /FUNK, H. 1989: *Jugend im Abseits?* Zur Lebenslage Jugendlicher im ländlichen Raum, Weinheim/München.

BÖHNISCH, L. /WINTER, R. 1990: *Pädagogische Landnahme*. Einführung in die Jugendarbeit des ländlichen Raums. Weinheim/München.

DEINET, U. /STURZENHECKER, B. (HRSG.) 2000: *Jugendarbeit auf dem Land*. Ideen, Bausteine und Reflexionen für eine Konzeptentwicklung. Opladen.

FUNK, H. 1993: *Mädchen in ländlichen Regionen*. Theoretische und empirische Ergebnisse zur Modernisierung weiblicher Lebenslagen, München.

MÜLLER, B. 1989: *Auf'm Land ist mehr los*. Jugendpflege in Kleinstädten und ländlichen Gemeinden, Weinheim/München.

Offene Formen der Kinder- und Jugendarbeit:

BECKER, G./SIMON, T. (HRSG.) 1995: *Handbuch Aufsuchende Jugend- und Sozialarbeit*. Weinheim/München.

DEINET, U. /STURZENHECKER, B. (HRSG.) 1997: *Handbuch Offene Jugendarbeit*. Münster

KLOSE, A. /STEFFAN, W. (HRSG.) 1998: *Streetwork und mobile Jugendarbeit in Europa*, Münster.

VON SPIEGEL, H. 1997: „Offene Arbeit mit Kindern“ – (k)ein Kinderspiel!? Erklärungswissen und Hilfen zum methodischen Arbeiten. Münster

Verbandliche Kinder- und Jugendarbeit:

BÖHNISCH, L. /GÄNGLER, H. /RAUSCHENBACH, T. 1991: *Handbuch Jugendverbände*, Weinheim/München.

DEUTSCHER BUNDESJUGENDRING (HRSG.) 1994: *Jugendverbände im Spagat*. Zwischen Erlebnis und Partizipation, Münster.

Jugendarbeit und Jugendhilfeplanung:

JORDAN, E. /SCHONE, R. 1998: *Handbuch Jugendhilfeplanung*. Grundlagen, Bausteine, Materialien. Münster

MERCHEL, JOACHIM 1994: *Kooperative Jugendhilfeplanung*. Eine Einführung. Opladen.

Fortlaufende Zeitschriften (Schwerpunkt: Jugendarbeit bzw. Mädchenarbeit):

DEUTSCHE JUGEND: Zeitschrift für Jugendarbeit.

UNSERE JUGEND: Zeitschrift für Jugendarbeit und Jugendhilfe.

BETRIFFT MÄDCHEN: Zeitschrift zur Praxis und Förderung der Mädchenarbeit.

Anhang 0

Kurze Charakterisierung des Wirksamkeitsdialoges

Der Wirksamkeitsdialog im Rahmen des neuen Landesjugendplanes ist ein Verfahren zur Qualitätssicherung und Entwicklung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Der Begriff der Wirksamkeit bezieht sich dabei nicht auf erhoffte Wirkungen der Jugendarbeit, sondern auf die Effekte der Landesförderung hinsichtlich der Gestaltung der Jugendarbeit in Konzepten, Arbeitsansätzen und Projekten. Der Begriff des Dialoges zielt auf ein Verfahren, das mit Trägern und Jugendämtern gemeinsam entwickelt wird.

Die Interessen des Landes bestehen darin,

- die Verwendung von Steuermitteln genauer zu gestalten und Verfahren einzuführen, die die Effektivität stärker als bisher in den Blick nehmen und
- den Kommunen Anregungen und Bausteine für ein Verfahren der Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung zu geben (kommunaler Wirksamkeitsdialog). Wie und mit welchen Verfahren sie diesen Dialog organisieren, bleibt ihnen überlassen.
- Außerdem soll durch eine Verzahnung von kommunaler und Landesebene die in Nordrhein-Westfalen gut ausgebaute Kinder- und Jugendarbeit ausreichend legitimiert und dem gesellschaftlichen Wandel immer wieder neu angepasst werden.

Es wurden verschieden gestaltete Wirksamkeitsdialoge für die Jugendsozialarbeit, die kulturelle Jugendbildung, die verbandliche Jugendarbeit und die Offene Kinder- und Jugendarbeit entwickelt.

Eine besondere Herausforderung für die Offene Kinder- und Jugendarbeit ist, dass der Wirksamkeitsdialog sowohl auf Landesebene als auch auf kommunaler Ebene geführt werden soll. Nach einer zweijährigen Erprobung mit 18 Kreisen und Kommunen wurde die zukünftige Struktur festgelegt. Es gibt:

1. ein Berichtswesen (Jugendämter in NW) mit 2 Teilen: a) Strukturdaten der Einrichtungen und Projekte; b) Verfahren und Ergebnisse kommunaler Wirksamkeitsdialoge (Auswertung durch die Arbeitsstelle für Jugendhilfestatistik der UNI Dortmund.
2. Auf dieser Grundlage sind Regionalforen geplant, in denen Kommunen vergleichbarer Größe auf der Grundlage der Auswertung die Ergebnisse und Verfahren der verschiedenen Wirksamkeitsdialoge in den Kommunen vergleichen und diskutieren können. Daraus werden gemeinsame Einschätzungen und Empfehlungen für das Land gewonnen.

Ein Abschlussbericht über die Modellphase kann beim Landesjugendamt Westfalen-Lippe angefordert werden.

Anhang 1

Wirkungs- und Handlungsziele: Treffpunkt Jugend, Stadtlohn
(Text: Elisabeth Büning, Birgit Kauling, Heiner Runde), vollständig
abgedruckt in: v. Spiegel 2000

1. Kinder und Jugendliche sind fähig, sich und ihr Verhalten kritisch zu reflektieren und ihr Handeln danach auszurichten.

- Handlungsziele auf die Zielgruppe/Einrichtung bezogen
Es werden die eigenen Lebensumstände (Herkunft, Schule, Geschlechterrolle, Familie) thematisiert.
- Die MitarbeiterInnen sind als Mensch erfahrbar mit eigenen Stärken und Schwächen.
- Die MitarbeiterInnen bieten sich als kritischer GesprächspartnerIn an und mischen sich in Gruppenprozesse ein.
- Es gibt Rückzugsmöglichkeiten für einzelne BesucherInnen.

Handlungsziele auf das soziale Umfeld bezogen

- Es gibt gemeinsame Aktionen/Angebote für die BesucherInnen und AnwohnerInnen mit dem Ziel, sich und seine Erwartungen besser kennen zu lernen.
- Die Jugendlichen werden von den Anwohnern direkt angesprochen.

Handlungsziele auf andere soziale Dienste bezogen

- Es findet ein regelmäßiger, fachlicher Austausch bzgl. der Ziele im Umgang mit der gleichen Zielgruppe statt.

Handlungsziele auf den Träger bezogen

- Der Träger akzeptiert die Entscheidungen der hauptamtlichen MitarbeiterInnen, z. B. Hausverbote.
- Der Träger nimmt die Rolle eines kritischen Beobachters ein, der diese Beobachtungen im gemeinsamen Austausch einbringt.
- Die MitarbeiterInnen und Jugendlichen gehen kritisch mit dem Träger um.

Handlungsziele auf das Jugendamt bezogen

- Das Jugendamt unterstützt den kritischen Umgang aktiv, zur Verfügungstellung von Arbeitshilfen, Beratung in Konfliktfällen etc.

Anhang 2 Operationalisierung eines Wirkungszieles. Treffpunkt Jugend, Stadtlohn (Text: Elisabeth Büning, Birgit Kauling, Heiner Runde)

3. Wirkungsziel: Kinder und Jugendliche sind in der Lage, Kompromisse zu entwickeln und gemeinsam zu tragen.

<p>Handlungsziel auf dieZielgruppe/ Einr. bezogen</p>	<p>Wir erreichen eine Atmosphäre, in der unterschiedliche Vorstellungen akzeptiert werden</p>	<p>Es gibt Foren, wo jeder seine Vorstellungen formulieren kann und offen miteinander diskutiert wird</p>	<p>Es gibt die Möglichkeit, Aushandlungsprozesse zu führen mit Unterstützung der hauptamtl. Fachkraft</p>	<p>Für die Einhaltung der Kompromisse sind die Besucher:innen und Mitarbeiter:innen gemeinsam verantwortlich.</p>
<p>Ergebnisbezogene Operationalisierung Indikatoren:</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Anzahl der Vorstellungen, die existieren • Anzahl Verunglimpfungen anderer Vorstellungen nimmt ab 	<ul style="list-style-type: none"> • Anzahl der Foren • Kenntnis über die Vorstellungen der anderen nimmt zu 	<ul style="list-style-type: none"> • Anzahl der Aushandlungsprozesse • Qualität der Aushandlungsprozesse steigert sich 	<ul style="list-style-type: none"> • Art u. Anzahl der Kompromisse • Verantwortung für Kompromisseinhalung wird von BS übernommen • Anzahl der BS und MA
<p>Prozessbezogene Operationalisierung Indikatoren Angebote</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Wir fragen die Vorstellungen, Stile, Lebenskonzepte etc. bei den Jgdl. ab. • Wir ermöglichen Freiraum zur experimentellen Überprüfung dieser Vorstellungen • Wir bieten uns als kritische Gesprächspartner an • Wir diskutieren unsere eigenen Vorstellungen • Wir schaffen Anreize, wo unterschiedliche Vorstellungen aufeinanderprallen • Wir schaffen faire Aushandlungsmethoden 	<ul style="list-style-type: none"> • Wir überlegen uns eigene verändernde Foren (z. B. Meckerkasten, Wettbewerbe) • Wir laden die Jugendlichen ein, ihre Foren selbst zu gestalten • Wir bieten unsere aktive Teilnahme an, machen eigene Vorschläge • Wir sprechen gemeinsame Regeln für die Foren ab • Wir unterstützen in den Foren die Minderheiten 	<ul style="list-style-type: none"> • Wir bieten uns als Konfliktberater „aktiv“ an. • Wir stellen die unterschiedlichen Positionen heraus. • Wir vermitteln zwischen diesen unterschiedlichen Positionen • Wir stellen die Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen Positionen mit den Jugendlichen gemeinsam heraus • Wir treffen gemeinsam Vereinbarungen, in denen jede Position berücksichtigt worden ist 	<ul style="list-style-type: none"> • Die Kompromisse werden deutlich benannt und öffentlich bekanntgegeben mit Unterstützung der Jugendlichen • Die gemeinsame Verantwortung wird deutlich herausgestellt mit der Konsequenz, dass die hauptamtlichen Fachkräfte eigene Verantwortungsanteile abgeben • Es werden Konsequenzen bei Nichteinhalung der Kompromisse abgesprochen • Wir sind Vorbilder und halten die Kompromisse ein

Fortsetzung auf Seite 76

	<p>Arbeitsprinzipien:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Verständnis/Toleranz • Beziehungspflegend • konfrontierend, moderierend 	<p>Arbeitsprinzipien:</p> <ul style="list-style-type: none"> • ausgleichend/ • in einer Moderatorenrolle • Schwächere fördernd 	<p>Arbeitsprinzipien:</p> <ul style="list-style-type: none"> • positiv herausstellend, ausgleichend, geduldig, aufdrängend, Position beziehend 	<p>Arbeitsprinzipien:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Transparenz • Konsequenz • ernst nehmen • Vertrauen
--	--	--	--	---

	Räume	Material	Zeit	Personal	Geld
<p>Strukturbezogene Operationalisierung für alle Handlungsziele</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Räume zum Gestalten • separate Gruppenräume • Begegnungsräume 	<ul style="list-style-type: none"> • Grundausstattung an Moderationsmaterial • Material zur Realisierung von Foren, je nach Art 	<ul style="list-style-type: none"> • Zusätzliche Zeit für Aktionen • Freie Zeit für Besprechungen 	<ul style="list-style-type: none"> • Moderatorenkompetenz ist notwendig • für Aktionen freie Personalkapazität 	<ul style="list-style-type: none"> • für das zusätzliche Personal und Material

Anhang 3

Schritte zur Findung einer Fragestellung für eine Selbstevaluation (Text: Keith Matschulla, unveröff.)

1. Beschreibung des Untersuchungsbereiches:

„Welcher Teil unseres Arbeitszusammenhanges soll untersucht werden?“

- Computertag für Mädchen

2. Beschreibung der Ausgangssituation und Eingrenzung des Themenbereiches:

„Was macht uns unzufrieden?“ oder „Worüber möchten wir mehr wissen?“

- Geringe Nutzung durch die Mädchen. Warum ist das so?

3. Thema und Zweck der Untersuchung ausloten:

„Was wollen wir untersuchen und warum?“

- Wie sollte der Mädchencomputertag gestaltet sein, damit die Besucherrinnen dieses Angebot wahrnehmen?

4. Vorannahmen (Hypothesen) zu möglichen Zusammenhängen sammeln:

„Was wird wahrscheinlich dabei herauskommen?“

- Mädchen wollen lieber mit den Jungs zusammen sein
- Mädchen möchten mehr Anerkennung haben
- Das Angebot ist nicht attraktiv genug
- Mädchen haben kein Interesse am Computer
- Mädchen werden von den Jungs eingeschüchtert
- Die Mädchen wissen gar nicht, dass ein Mädchentag vorhanden ist
- Der Raum ist unattraktiv für Mädchen
- Wir, als Mitarbeiter, schüchtern die Mädchen ein.
- Wir halten uns nicht an die abgesprochenen Zeiten für dem Computerraum.
- Die Besucherinnen wollen nicht räumlich abgeschottet werden, sondern möchten gern in das Tagesgeschehen involviert werden.
- Wir (Mitarbeiter) möchten keinen Computertag für Mädchen.
- Für den Mädchencomputertag steht eine Mitarbeiterin als Ansprechpartnerin für die Mädchen zur Verfügung.
- Wir haben kein Interesse, unser Angebot zu erweitern.
- Die Mädchen bekommen nicht genügend Anregungen.
- Haben wir einen mädchengerechten Zugang für die Arbeit am PC?

5. Untersuchungsfragen festlegen:

„Wir wollen untersuchen,...?“

- Wie ist das generelle Verhalten der MitarbeiterInnen in Bezug auf den Mädchencomputertag?

6. Worüber brauchen wir Informationen, um diese Fragestellung zu beantworten?

„Welche Einzelfragen ergeben sich mit Blick auf Ausgangspunkte, Untersuchungsthema und -zweck, Hypothesen, Realisierbarkeit und Fragestellung?“

- Mehr Hintergrund über die weiblichen Besucherinnen: (Alter / Herkunft / Schule / Interessen / Cliques / Anzahl der Mädchen, die das Haus besuchen)
- Professionelle Informationen über die Gestaltung eines Computermädchentag
- Was haben Mädchen für Vorstellungen von einem Computertag ?
- Wie engagiert sind die MitarbeiterInnen im Computerraum an wechselnden Tagen?
- Werden die Interessen der Mädchen genügend berücksichtigt von uns MitarbeiterInnen ?

Anhang 4:

Konkretisierung der Erhebungsfrage und Festlegung der Erfolgsspanne

Indikatoren <i>(Welche der Indikatoren sollen bei der Auswertung der Untersuchung als Bewertungsmaßstäbe dienen?)</i>	Fragen für die Erhebung <i>(Welchen Fragen müssen wir nachgehen, um die Indikatoren zu erfassen)</i>	Erfolgsspanne <i>(Wann wären wir zufrieden? oder Wann könnten wir von guter Arbeit sprechen?)</i>
Wir führen die Mädchen in die Arbeit mit dem Web ein	Wie oft haben uns die Mädchen in Bezug auf das Web um Hilfestellung gebeten?	Unsere Arbeit wäre gut, wenn wir einmal pro Stunde um Hilfe gebeten werden
Wir erhalten positive Rückmeldung über die Gestaltung des Computerraumes	Wie viele BesucherInnen haben sich positiv geäußert?	Unsere Arbeit wäre gut, wenn 5 Besucherinnen pro Woche sich positiv äußern
Der Raum wird am Mädchencomputertag verstärkt von den Mädchen genutzt	Wie viele Mädchen pro Stunde sind am M.Computertag im Computerraum?	Unsere Arbeit wäre gut, wenn 3 Mädchen pro Stunde im Computerraum sind
Wir Mitarbeiter gehen gemeinsam mit den Mädchen in den Computerraum	Wie oft sind wir MitarbeiterInnen mit den Mädchen im Computerraum?	Unsere Arbeit wäre gut, wenn wir MitarbeiterInnen 1,5 Stunden pro Tag im Computerraum sind.
Die Mitarbeiter reden mit den Jungen über ihre negativen Äußerungen bzgl. des Mädchencomputertages	Wie oft äußern sich Jungen negativ und wie gehen die MitarbeiterInnen damit um?	Unsere Arbeit wäre gut, wenn wir auf jede negative Äußerung eingehen.

Anhang 5: Erhebungsbogen für eine Selbstevaluation

Name:

Datum:

- 1) Welche Jugendlichen waren heute im Computerraum und was haben sie dort gemacht?

Name	-	-	Im Computerraum verbrachte Zeit unterteilt nach Beschäftigung			
			Spielen	Chatten	Surfen	Sonstiges

- 2) Welche Äußerungen kamen heute von den Jugendlichen in Bezug zum Computerraum?

- 3) Welche Äußerungen kamen heute von den Jugendlichen in Bezug der Ausstattung des Computerraumes?

- 4) Welche Äußerungen kamen heute von den Jugendlichen zum Mädchencomputertag?

- 5) Welche MitarbeiterInnen waren heute im Jugendheim?

- 6) Welche MitarbeiterInnen waren heute im Computerraum?

- 7) Wie lange war ich heute im Computerraum?

- 8) Was habe ich im Computerraum gemacht und wie lange?

Dienstlich					Privat		
Spielen	Chatten	Surfen	PC's instand halten	Hilfestellung geben	Spielen	Chatten	Surfen

- 9) Mit welchen Jugendlichen habe ich heute was im Computerraum gemacht?

Chatten		
Spielen		

Hilfestellung geben		
Sanktionieren		
Allgemeine Gespräche führen		
Konfliktgespräche führen		
Sonstiges		

10) Was haben die Jugendlichen im Computerraum gesagt und wie habe ich reagiert?

a) Ausstattung

b) Atmosphäre

c) Mädchencomputertag

d) Sonstiges

11) Welchen Eindruck hatte ich heute von der Arbeit im Computerraum?
(Bitte ankreuzen: Schulnoten 1- 6)

1 2 3 4 5 6

Bemerkungen:

12) Wie schätze ich die Atmosphäre der Jugendlichen im Computerraum ein?
(Bitte ankreuzen: Schulnoten 1- 6)

1 2 3 4 5 6

Bemerkungen:

Anhang 6

Beispiel: standardisierter Bogen zur Erhebung der im Alltag geäußerten Bedürfnisse von Jugendlichen

4. Beispiel: LOBBY Jugend- und Begegnungszentrum Detmold (Heike von der Gathen, Irene Vreet, Sabine Zurheide) abgedruckt in: v. Spiegel 2000

1. Darstellung des Untersuchungsbereiches innerhalb der Einrichtung

Öffnungszeiten Mo, Di, Do, Fr 15.00 – 22.00 Uhr; Mi 14.00 – 17.00 Uhr;

Besucherinnen: Jugendliche ab 10 Jahren, zum größten Teil ausländischer Herkunft; zurzeit 80 % männlich, Jugendliche besuchen meistens die Haupt- und Sonderschule, Wohnort der Jugendlichen liegt häufig in sozialen Brennpunkten.

Ort der Erhebung ist der „Offene Bereich“ hier: Bistro, großer Saal, Flur als Verbindung des Bistros zum restlichen Gebäude, Keller (als Standort des Kickers) und die Büros der Mitarbeiterinnen

2. Skizzierung der Ausgangssituation

Ein Teil der Angebote im Haus wird von den 10-16-jährigen nicht angenommen.

3. Thema und Zweck der Untersuchung

- Wir wollen erreichen, dass Kinder und Jugendliche stärker an der Programmgestaltung beteiligt werden.
- Wir wollen erreichen, dass die unterschiedlichen Vorstellungen und Meinungen der MitarbeiterInnen in Bezug auf Beteiligung der Kinder und Jugendlichen bei der Programmgestaltung geklärt und geäußert werden.

4. Hypothesen

nicht formuliert

5. Untersuchungsfragen

Wir wollen untersuchen, was die einzelnen MitarbeiterInnen dazu tun, um Kinder und Jugendliche am Programmangebot zu beteiligen.

6. Maßgebliche Wirkungs- und/oder Handlungsziele

Wirkungsziel: Kinder und Jugendliche sollen ihre Bedürfnisse, Wünsche und Meinungen äußern können.

Handlungsziel: Das Programm wird mit Beteiligung der Kinder und Jugendlichen gestaltet.

7. Indikatoren

Woran können wir erkennen, dass die MitarbeiterInnen etwas für das Erreichen des Zieles tun? (prozessbezogene Operationalisierung)

Handlungen:

- MA geben Möglichkeit der Beteiligung bekannt
- MA fragen Kinder und Jugendliche nach ihren Wünschen
- MA unterstützen und bestärken Kinder und Jugendliche in der Übernahme von Aufgaben
- MA reagieren kurzfristig auf Anregungen
- MA fragen bei Kritik nach
- MA klären die Bedingungen für die Umsetzungen von Wünschen
- MA begründen und vertreten, wo der Rahmen der Mitbestimmung endet
- MA treffen mit Jugendlichen verbindliche Absprachen
- MA fragen nach Erwartungen der Jugendlichen an das Team
- MA akzeptieren Entscheidungen der Jugendlichen

Haltungen: wertfrei zuhören, zulassen können, ermutigen, bestärken, diskussionsbereit, offen, einladen, konfliktfähig, verständliche Sprache benutzen

Woran können wir erkennen, dass wir auf dem Weg des Erreichens des Zieles sind? (ergebnisbezogene Operationalisierung)

- Kinder und Jugendliche sind informiert, wie und dass sie sich beteiligen können
- Kinder und Jugendliche unterhalten sich über das Programm
- MA ist die Meinung der Jugendlichen bekannt
- Gewünschtes Angebot findet statt
- Es gibt mit den Jugendlichen eine festgelegte Vereinbarung über die Programmgestaltung

8. Untersuchungsmethoden

Erhebungsbogen: Handlungsprotokoll und Ergebnisprotokoll

9. Eingegrenztes Untersuchungsfeld

Alle MA erhalten 5 Bögen. Die Erhebung soll vom 20. September bis 22. Oktober in der Zeit von 16-20 Uhr stattfinden, wenn möglich sollen beide Situationstypen erhoben werden.

10. Vorstellung der Erhebungsbögen

1 Bogen: **Erfassung der Ausgangssituation**

2 Bögen: **Handlungsprotokolle** (Situation I: Jugendliche/r spricht MitarbeiterIn an; Situation II: MitarbeiterIn spricht Jugendliche/n an)

2 Bögen: **Ergebnisprotokolle** (Situation I: Jugendliche/r spricht MitarbeiterIn an; Situation II: MitarbeiterIn spricht Jugendliche/n an)

ERHEBUNGSBOGEN
(Handlungsprotokoll/Ergebnisprotokoll)
Situation: Gespräch

Ausgangssituation

Name des MA:

Datum:

Uhrzeit:

Ort des Gespräches:

- Flur Bistro Kicker Theke Disco
 Sofaecke Schulhof Büro

MA Befinden:

- gut drauf genervt gestresst ausgeglichen
 euphorisch aufgedreht unzufrieden private Probleme
 Sonstiges: müde „Weltuntergangsstimmung“

Gesprächsteilnehmer:

- Name bekannt
Alter nicht bekannt
Geschl. bisschen bekannt
 w m

Nationalität:

- türkisch kurdisch deutsch russisch
 Sonstiges:

- Gruppengespräch Einzelgespräch

Dauer des Gespräches (ca.):

Gesprächsverlauf:

- lang mittel ohne Störung mit Störung
 abgebrochen

Stimmung im JZ:

- hektisch ruhig kaum Störungen viele Störungen
 wenig Konflikte viele Konflikte träge Stimmung gelöste Stimmung
 sehr laut sehr leise spannungsgeladen viele Besucher
 wenig Besucher
 Sonstiges:

SITUATION 1

Jugendliche/r spricht MitarbeiterIn an

Wortlaut des Jugendlichen: „_____“

Handlungsprotokoll

Reaktion des MA:

A: „Ich habe jetzt keine Zeit“

- „Verabreden wir uns doch heute...“
- „Verabreden wir uns doch für einen anderen Tag“

B: „Ich habe keine Zeit“

- ohne Erklärung
- mit Erklärung

C: „Deine Idee geht nicht, weil...“

(Begründung muss formuliert werden.)

D: „Die Idee ist ja nett, aber...“

E: „Ich bringe es ins Team und ...“

Reaktionen des Jgdl. auf A. - E.

Reaktionen der/des MA

F: „Ich glaube zwar nicht, dass es geht, aber wir können ja mal ‘drüber reden.“

G: „Komm, wir setzen uns hin und erzähl’ mir mehr“

Inhalt der Idee des Jugendlichen:

(Protokoll des/der MA zur geäußerten Idee)

SITUATION 1

Ergebnisprotokoll

1. Wie wollen die Jugendlichen sich an der Umsetzung beteiligen?

2. Was erwarten die Jugendlichen von uns?

3. Konkrete Absprachen (wie sind wir verblieben?)
Formuliert durch den/die MA?)

Wie habe ich mich nach dem Gespräch gefühlt?

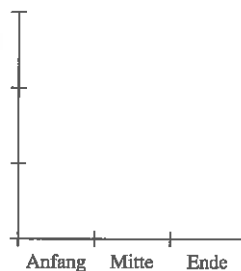
- zufrieden unzufrieden genervt irritiert
 erleichtert mittelpflichtig

Wie habe ich mich im Verlauf der Situation gefühlt?

gutes Gefühl
(sich sicher und wohl fühlen)

unsicher
(schwankend)

schlechtes Gefühl
(habe ich evtl. falsch gehandelt?)



(Dauer der Situation)

SITUATION 2

MitarbeiterIn spricht Jugendliche/n an

Wortlaut der MitarbeiterIn: „ _____ “

Reaktion des Jugendlichen:

A: „Kein Bock“

Reaktion MA:

- „Drängel nicht“
- „Hab’ ich mir gleich gedacht“
- „Warum genau?“

B: „Unter Umständen! Muss ich erst einmal nachdenken.“

Reaktion MA:

- „Sollen wir später noch einmal darüber reden?“
 - „Warum denn nicht?“
 - Nicht weiterbohren – später noch einmal nachfragen
 - Das Gespräch beenden
 - Bedauern bekunden (MA formuliert)
- _____
- _____

C: „Tolle Idee, aber ...“

Reaktion MA (nachhaken):

- keine Zeit
 - jetzt keine Lust
 - später
- _____
- _____
- _____

D. „Jau“

Reaktion MA:

Klasse!

E: „Komm, wir setzen uns hin und erzähl’ mir mehr“

Inhalt der Idee des Jugendlichen (MA formuliert die Idee):

F: Spätere Verabredung

Datum:

Ort:

Uhrzeit:

Teilnehmende Personen (namentlich festhalten – MA und Jgd.):

SITUATION 2

Ergebnisprotokoll

1. Wie wollen die Jugendlichen sich an der Umsetzung beteiligen?

2. Was erwarten die Jugendlichen von uns?

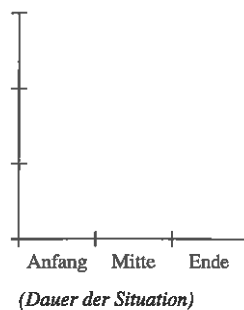
3. Konkrete Absprachen (wie sind wir verblieben? MA formuliert)

Wie habe ich mich im Verlauf der Situation gefühlt?

- zufrieden unzufrieden genervt irritiert
 erleichtert mittelprächtig

Wie habe ich mich im Verlauf der Situation gefühlt?

gutes Gefühl
(sich sicher und wohl fühlen)
unsicher
(schwankend)
schlechtes Gefühl
(habe ich evtl. falsch gehandelt)



11. Darstellung der Ergebnisse (punktuell, inkl. Interpretation und Bewertung)

Erkenntnisse, Anregungen, Fragen nach Auszählung und Auswertung der Bögen zu Situation I (Jgdl.=>MA) und Situation II (MA => Jgdl.)

- Die meisten Gespräche finden in der Sofaecke (Flur) statt. – Brauchen wir mehr Sofaecken? Ist das Bistro zu ungemütlich? Sofaecke als Ort der Beteiligung? Anmerkung: Die Sofaecke befindet sich in einem Durchgang, der von den MA häufig frequentiert wird.
- Gespräche, überwiegend mit 16-jährigen männlichen Jugendlichen kurdischer Nationalität; in der Regel sind die Jugendlichen den MA bekannt. – These prüfen, ob Mädchen die MitarbeiterInnen weniger ansprechen als Jungen. Müssen Mädchen gezielter angesprochen werden? Im Moment besuchen wenig Mädchen das Jugendzentrum; ansonsten kommen die Mädchen wegen der Jungen ins Jugendzentrum.
- Wenn es laut und hektisch im Haus ist, werden weniger Einzelgespräche geführt.
- Die Gespräche dauern etwa 10 Minuten.
- Die Situation I wurde häufiger verzeichnet (10 x) als die Situation II (3x) – Beteiligungsaktivitäten auch bzw. stärker auf Einzelne richten, z. B. wenn es um Wünsche, Interessen Einzelner geht. Gehen wir zu selten gezielt in Gespräche hinein?
- Situation I: Reaktionen A = „Ich habe jetzt keine Zeit“ oder B = „Ich habe keine Zeit“ der MA kamen nicht vor.
- Situation II: Reaktionen A = „Kein Bock!“ oder B = „Unter Umständen ...“ der Jugendlichen kamen nicht vor.
- Häufige Reaktionen auf Anfragen von Jugendlichen: auffordernd-kritisch, skeptisch, Aufforderung, mehr zu erklären
- Die Gespräche haben häufig eine Richtung.
- Wie selbstzufrieden sind wir mit unserer Arbeit?

Erkenntnisse und Konsequenzen zusammengefasst:

Wichtigste Erkenntnisse	Konsequenzen
Gesprächsort = Sofaecke	Überprüfen – Jugendliche fragen: warum findet dort so viel statt und nicht woanders? (z. B. im Bistro)
MA sprechen Jugendliche zu wenig an. Zu wenig Kontakt der MA zu Jugendlichen.	Es muss geklärt werden: Warum ist das so? Jede/r MA muss ihren/seinen Tagesablauf darauf hin überprüfen
Wenn Jugendliche MA ansprechen, sind das fast nur Jungen. Zu wenig Mädchen, zu hohe Fluktuation bei den Mädchen. Mädchen sind zu introvertiert (Jungen hindern ...)	MA müssen reagieren
Die Arbeitsbereiche (Schwerpunkte der MA wirken sich auf Kontaktaufnahme aus	Jede/r MA muss Arbeitsbereich/Schwerpunkte überprüfen
MA „blocken“ schnell ab bei Vorschlägen der Jugendlichen. In Antworten der MA liegt schon eine Bewertung.	Es muss geklärt werden: Warum ist das so?
MA sind zu selbstzufrieden, zu unkritisch	Es muss geklärt werden: Warum ist das so?
MA beziehen nicht klare Position	Es muss geklärt werden: Warum ist das so?
Es laufen zu wenig Gespräche über das Programm	Es muss geklärt werden: Warum ist das so?

Qualität und Qualitätssicherung in der Jugendarbeit

Manfred Schenk



I. Vorbemerkung

Um ein Grundverständnis herzustellen, wird zunächst auf die Diskussion um die Qualitätssicherung in der Sozialen Arbeit und auf einige **allgemeine Qualitätsgrundsätze** eingegangen. Einen breiten Raum nehmen einige **ausgewählte Beispiele** aus der Praxis der Jugendarbeit ein. Bei der Auswahl wurde auf unterschiedliche Vorgehensweisen geachtet, um in etwa die Breite der Ansätze zu skizzieren. Das unter dem Stichwort „Qualitätssicherung“ verwendete Instrumentarium ist außerordentlich vielfältig. So taucht Fremd- und Selbstevaluation auf, es finden sich umfassende Qualitätssysteme wie auf einzelne Maßnahmen bezogene Beurteilungen durch die Nutzer, es lassen sich rein interne Ansätze wie auf umfassendere Vernetzung bauende unterscheiden. Qualitätssicherung von innen setzt von vornherein sehr stark auf eine angemessene Beteiligung der Institution und ihrer Mitarbeiter an dem Prozess. Weiterhin finden sich auch mehr oder weniger umfassende „Produktbeschreibungen“ mit dem Ziel, das Angebot transparenter und einer Operationalisierung zugänglicher zu machen. Aber es gehören auch die klassischen Instrumente wie Supervision, Selbsterfahrung, Fachberatung, Fort- und Weiterbildung dazu. Es kann festgestellt werden, dass es „die Qualitätssicherung“ in der Jugendarbeit nicht gibt. Sondern je nach Verständnis und vorhandenen Ressourcen werden sehr unterschiedliche Qualitätssicherungssysteme entwickelt und eingesetzt. Am **Beispiel von Jugendhäusern aus Luxemburg** wird die Umsetzung für sehr kleine Häuser mit geringen Ressourcen aufgezeigt.

II. Qualitätsdiskussion

Wenn von Qualität die Rede ist, verbindet man diesen Begriff zunächst mit „**guter Qualität**“ von **industriellen Produkten**. Doch ist der Begriff mit der ISO-Norm 9000 zwischenzeitlich auch auf Dienstleistungen übertragen worden. Seitdem ist er auch in die Soziale Arbeit eingedrungen. Schon lassen sich **soziale Dienstleister evaluieren und zertifizieren** und führen Qualitätssysteme und Qualitätsmanagementsysteme ein. Waren TQM und EFQM bislang Begriffe aus der industriellen Produktion, so finden sie immer mehr Eingang in die Soziale Arbeit. Die deutsche Jugendhilfe hat seit 1.1.1999 die Qualitätsentwicklung für Jugendhilfe Maßnahmen über Qualitätsvereinbarungen zwischen Kostenträger und Dienstleistern für die Träger verpflichtend gemacht.

Denkt man an die Qualität eines **industriellen Produktes** so sind damit **genau bestimmte Eigenschaften** gemeint. Aber was ist Qualität in der Sozialen Arbeit? Qualität in der **Sozialen Arbeit** dagegen ist **typischerweise nicht genau definierbar**. Qualität in unseren Feldern hat viel mit den Beteiligten zu tun, ist also stark subjektabhängig. Sie ist nicht allgemeingültig definierbar, sie ist abhängig von Bedürfnissen und von Zwecken. Sie ist stark an pädagogische Interaktionen gebunden und ressourcenabhängig. Es gibt demzufolge verschiedene Ansichten über Qualität und sie erfüllt unterschiedliche Funktionen. Was für Mitarbeiter die Qualität ihrer prakti-

schen Arbeit ausmacht, muss nicht zwangsläufig auch nach Meinung der Nutzer oder des Geldgebers Qualität bedeuten.

Die Entwicklung der Sozialen Arbeit und damit auch die Jugendarbeit ist gekennzeichnet durch eine zunehmende Professionalisierung und damit verbunden auch **zunehmende Legitimationsanforderungen**. In allen Arbeitsfeldern wird der Konzeptentwicklung und der Konzeptüberprüfung mehr und mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Es gibt kaum noch Projekte, die nicht als Bestandteil die Evaluation haben. Häufig wird aber mit der Qualitätsdebatte **Betriebswirtschaftliches** verbunden. Sie gerät in den Verdacht, ein Instrument zur Kosteneinsparung zu sein. Es drängt sich also der Verdacht auf, dass vor allem an Kosteneinsparungen gedacht ist. Die Dienstleistungen sollen zielgenauer, wirkungsvoller, sparsamer und mit geringeren Mitteln erbracht werden.

Das Thema Qualität ist zwar ein aktuelles, aber kein völlig neues Thema in der Diskussion um die Fachlichkeit und die Wirksamkeit der Jugendhilfe. Fragen der Angemessenheit von Leistungen und Strukturen wurden schon vorher diskutiert, wenn auch im Zusammenhang mit anderen Begrifflichkeiten. Jugendarbeit war schon immer einer kritischen Leistungsdiskussion ausgesetzt. Ihre Qualität wird häufig danach bewertet, wie sich Besucher- und Mitgliederzahlen entwickeln. Die Qualität wird in Zweifel gezogen, wenn z.B. aus dem Wohnumfeld eines Jugendhauses Beschwerden kommen und sie wird hinterfragt, wenn ihr präventiver sozial-integrativer Charakter im Zusammenhang mit Jugendlichen Randgruppen sich nicht nachweisen lässt.

Wurde anfangs der 90er Jahre das Thema „Qualität“ noch sehr kontrovers diskutiert, so geht es heute eher darum, wie die Umsetzung in der Praxis erfolgen soll. Die Aktualität des Themas äußert sich auch in der Menge der Veröffentlichungen und in einer Vielzahl von Modellprojekten zur Erprobung von Verfahrensweisen. In der Jugendarbeit ist die praktische Umsetzung noch sehr bescheiden. In der Jugendverbandsarbeit finden sich kaum Hinterfragungen, in Jugendhäusern finden sich gelegentliche Nutzerbefragungen zum Jahresende.

III. Qualitätsgrundsätze

Der besondere Wert der Qualitätsdiskussion liegt in der **expliziten Zielbestimmung** der Arbeit, der **Operationalisierung** und damit der Handlungsorientierung der Ziele, systematische **Überprüfung der Zielerreichung** und damit die Frage nach Erfolg und Misserfolg einer Maßnahme. Die aktuelle Qualitätsdiskussion will aber noch mehr. Es sollen nicht einzelne Maßnahmen, Projekte, Programme in den Blick genommen werden, sondern es soll die Qualität der gesamten Dienstleistung kontinuierlich gesichert werden. Damit ist Qualitätsdenken nicht ein von der täglichen Arbeit abgehobener Vorgang, sondern bestimmt die tägliche Arbeit.

Damit verschwinden die Grenzen zwischen Maßnahmenevaluation und Qualitätsentwicklung, Evaluation wird ein Teil davon. Besonders deutlich wird das bei dem

Verfahren der von Maja HEINER (1998, 2000) vertretenen „experimentierenden Evaluation“. Hier gibt es nicht mehr einen definierten Anfangs- und Endpunkt der Evaluation. Der Prozess umfasst die instrumentelle Steuerung und die pädagogische Reflexion des Handelns. Damit dies geschehen kann ist zwingend die Festlegung von Kriterien erforderlich, was unter „guter“ Qualität zu verstehen ist. Mit MEINHOLD (1997) ist festzuhalten, dass Qualitätssicherung nicht ohne Festlegung von Qualitätsstandards auskommen kann.

Als „roter Faden“ dienen die Grundfragen:

- Tun wir die richtigen Dinge?
- Wie können wir die Dinge richtig tun?

Es wird also einerseits nach den Zielen und andererseits nach den Mitteln gefragt. Dabei sind die Ziele sehr vielfältig und von mehreren Beteiligten abhängig. So ist zu fragen:

- Für wen erbringen wir die Dienstleistung und wie wollen wir bei unseren Nutzern dastehen?
- Von wem erhalten wir unsere Mittel und was erwarten unsere Geldgeber von uns?
- Welche Mitarbeiter sind an der Zielerreichung beteiligt und wie können wir uns verbessern?
- Wie sind unsere Arbeitsabläufe, welches unsere eingesetzten Mittel und wie können wir unsere Prozesse optimieren?
- Woran wollen wir merken, dass unser Ziel erreicht ist?
- Woran soll sich das Qualitätsniveau messen lassen?
- Womit sind wir zufrieden (Minimum)
- Wie können wir einmal Erreichtes sichern?

Es wird also nach den Bedürfnissen, den Zielen, dem pädagogischen Prozess, dem Ergebnis unserer Handlungen und geschaffenen Bedingungen und nach der Sicherung und Weiterentwicklung gefragt.

- **Bedürfnisse/Bedarf:** Wünsche, Bedürfnisse der Nutzer, Erwartungen an die Angebote, Erwartungen der Mitarbeiter, Anforderungen des Trägers, Erwartungen der Politik und gesetzliche Vorgaben.
- **Ziele:** Welche allgemeinen Leitbilder und Jugendarbeitkonzepte sind angemessen? Welche konkreten Ziele können angebotsspezifisch formuliert werden? Wie können die unterschiedlichen Erwartungen in angemessen-konkrete Zielsetzungen einfließen?
- **Prozess:** Wie und in welchen Schritten sollen diese Ziele umgesetzt werden? Welche Methoden sind dafür angemessen? Welche Qualitätsstandards können als sinnvoll erachtet werden?

- **Ergebnis:** Sind die beanspruchten Ziele und erwünschten Ergebnisse identisch? Stimmen die heimlichen Erfolgskriterien mit den beabsichtigten Wirkungen und tatsächlich erzielten Erfolgen überein? Woran soll die Wirkung der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen festgemacht, bewertet werden?
- **Sicherung und Weiterentwicklung:** Was ist zu tun, um einmal erreichte Qualitätsstandards kontinuierlich zu sichern und weiterentwickeln zu können? Welche personellen und materiellen Voraussetzungen müssen dafür geschaffen und gesichert werden? Mit welchen Maßnahmen kann das gewährleistet werden?

In der aktuellen Qualitätsdiskussion werden demzufolge als Haupt-Qualitätsebenen genannt:

- **Die Ergebnisqualität**, die sich auf Wirkungen und Leistungen bezieht, also beleuchtet, was erreicht wurde.
- **Die Prozessqualität**, die sich darauf bezieht, wie ein bestimmtes Ergebnis erreicht wurde.
- **Die Strukturqualität**, deren Hintergrund die materiellen, räumlichen, personellen, finanziellen Rahmenbedingungen bilden und mit der hinterfragt wird, unter welchen Bedingungen und mit welchem Aufwand ein Ergebnis erzielt wurde.
- **Die Konzeptqualität**, die sich auf die Klarheit, Stimmigkeit und Angemessenheit der Zielsetzung begründet.

Die kurze Übersicht zeigt, dass Qualitätsentwicklung ein **komplexer Vorgang** ist und dass hierzu **bestimmte Methoden** benötigt werden. Sie kann in einem Jugendhaus nur verwirklicht werden, wenn sie in die Alltagsarbeit integriert wird. Sie kann auch nicht von oben verordnet werden, sondern muss von den Mitarbeitern ausgehen. Von dem Bedürfnis, eine „gute Praxis“ leisten zu wollen, kann ausgegangen werden. Wie aber soll die „gute Praxis“ erkannt und verwirklicht werden? Methoden der **internen Qualitätssicherung** werden zur Zeit als die geeigneten professionellen Methoden zur Qualitätsverbesserung bezeichnet, mit der soziale Arbeit prozeßhaft und qualifiziert von den Fachkräften selbst begleitet und bewertet werden kann; **Selbstevaluation** (im Gegensatz zu Fremdevaluation) ist hier der favorisierte Ansatz. Jeder Mitarbeiter ist danach also selbst Praxisforscher im Berufsalltag. Die Vorteile sind ein angstfreies Klima (keine Kontrolle von außen), hohe Motivation durch Freiwilligkeit, hoher Anteil von fachlichem Know-How, Passgenauigkeit, Garantie für eine gute Umsetzung in Praxis. Die Mitarbeiter fragen sich selbst nach ihren Zielen, ihren Vorgehensweisen aber auch ihren Hemmnissen und Problemen. In der hohen Systematisierung, wozu auch die Schriftlichkeit gehört, zeigt sich auch das Neue an der Qualitätsentwicklung.

IV. Qualitätssicherung in der Jugendarbeit: Beispiele

In den letzten Jahren sind in vielen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit Instrumente entwickelt worden, die bei der Einführung eines Qualitätsmanagements helfen können. Innerhalb der Jugendarbeit haben Jugendverbände, Träger von Jugendhäusern, Minis-

terien und Kommunen Projekte gestartet und Modelle entwickelt. In **Deutschland** widmet sich eine eigene Veröffentlichungsreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend dem Thema „Qualitätssicherung in der Jugendarbeit“ mit zwischenzeitlich über 20 Heften (QS Bundesinitiative Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe). Bei diesen Heften handelt es sich um eine bunte Sammlung zum Thema. Sie umfasst sowohl Grundsätzliches als auch Handlungsanleitungen.

In **Nordrhein-Westfalen** wurde in den Landesjugendplan, der ein Förderinstrument für die verbandliche und offene Jugendarbeit darstellt, die Verpflichtung aufgenommen, künftig einen Wirksamkeitsdialog in der offenen Kinder- und Jugendarbeit durchzuführen. In einem Landesmodellprojekt (WANJA 2000) werden derzeit Instrumente entwickelt, die ein einrichtungsbezogenes aber auch feldübergreifendes kommunales Qualitätsmanagement unterstützen sollen.

Vom **Landesjugendring Niedersachsen** wurde für die Jugendverbandsarbeit ein umfangreiches Qualitätshandbuch entwickelt (LANDESJUGENDRING NIEDERSACHSEN E.V. (Hrsg.): Handbuch zur Qualitätsentwicklung in der Jugendverbandsarbeit: Praxisfelder, Verbandsstrukturen, Kriterien, Methoden. Hannover 2002). Es gibt einen systematischen Überblick über die notwendigen Wissenshintergründe und eine sehr ausführliche Handreichung für die Einführung eines umfangreichen Qualitätsmanagementsystems. Vieles ist auch auf Jugendhäuser übertragbar.

Es werden aus diesen verschiedenen Projekten einige Beispiele vorgestellt, die sich den genannten Qualitätsdimensionen (Prozess-, Konzept-, Ergebnisqualität) zuordnen lassen. In einigen **Jugendhäusern in Luxemburg** wurden von „unten“ her in den letzten Jahren für die Bedürfnisse kleiner Jugendhäuser Instrumente entwickelt und Erfahrungen gesammelt. Am Beispiel zweier Jugendhäuser wird exemplarisch der Qualitätsentwicklungsprozess dargestellt und einige Ergebnisse berichtet.

Checklisten zur Beobachtung der eigenen Praxis

Vom Projekt liegen derzeit umfangreiche Checklisten zur Steuerung und Reflexion der Arbeit vor. Benutzt man die oben genannten Dimensionen, so wären dieser der Dimension „**Prozessqualität**“ zuzuordnen. Auf der Grundlage qualitativer empirischer Studien sowie einer kommunikativen Validierung der Ergebnisse zwischen Forschung und Praxis und nicht zuletzt eines Abgleichs mit der einschlägigen Fachliteratur wurden Qualitätskriterien für elf zentrale Arbeitsbereiche/ -schwerpunkte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit entwickelt (z.B. Offener Bereich, Schulbezogene Hilfen, Interkulturelle Jugendarbeit etc., vgl. Projektgruppe WANJA 2000). Diese **Qualitätskriterien** sind mit Indikatoren versehen und zu Evaluationsinstrumenten (Checklisten) ausgebaut, mit deren Hilfe die Jugendarbeiter

- ihre eigene Praxis im Lichte fachlicher Standards reflektieren können,
- Stärken und Veränderungsbedarfe identifizieren können,
- sowie Maßnahme-Ideen und für deren Bearbeitung den Dialog- und Unterstützungsbedarf von dritter Seite formulieren können.

Die **fachlichen Standards** in Form von Qualitätskriterien und Indikatoren sind wiederum untergliedert in sog. **Kernaktivitäten**, von denen angenommen wird, dass sie für die Arbeit in einem solchen Schwerpunkt unerlässlich sind (z.B. Explorationsarbeit, Arbeit am Konzept, Pädagogisches Handeln, Evaluation, Dokumentation).

Ein Beispiel:

Schwerpunkt: Offener Bereich

Kernaktivität: „Pädagogisches Handeln“ hier: „Rahmen- und Milieuarbeit“ als zentrale Teilaktivität des Pädagogischen Handelns im Offenen Bereich

Qualitätskriterien: (vor allem bezogen auf geschlechtsspezifische Wahrnehmungen)

Rahmen- und Milieuarbeit als Gestaltung der zeitlichen und räumlichen Bedingungen sowie eines „Basisregelwerks“ muss als die zentrale Kernaktivität des offenen Bereiches erkannt und ausformuliert werden. Die Rahmenarbeit geschieht auf der Basis der konzeptionellen Orientierung und der ausformulierten Handlungsziele.

Geschlechts- und alterspezifisch unterschiedliche Bedürfnisse und Nutzungsweisen werden genau beobachtet. Sie sollen in der Raumgestaltung so berücksichtigt werden, dass sich Jüngere und Ältere, Mädchen ebenso wie Jungen eingeladen und zum Mitmachen und Selbermachen aufgefordert fühlen. Die Ambivalenz von Mädchen gegenüber typisch männlichen Verhaltensweisen und bevorzugten Aktivitäten muss durch gezielte Angebote bearbeitet werden. Diese sollen die Mädchen in die Lage versetzen, sich auch „auf die Bühne“ zu wagen, das Jugendhaus als Ort der „Selbstinszenierung“ zu nutzen, Konflikte um die Nutzung attraktiver Orte auszufechten etc ...

Indikatoren	Einschätzung der eigenen Praxis	Trifft zu	Trifft eher zu	Trifft eher nicht zu	Trifft nicht zu
1. Es wird regelmässig genau beobachtet, wie Jugendliche die Räume und ihr Anregungspotential wahrnehmen und aufgreifen.					
2. Sehr unterschiedliche Funktionsbereiche sind deutlich voneinander getrennt (Musik, Action, Nischen etc.).					
3. Die MitarbeiterInnen räumen Mädchen parteilich Möglichkeiten ein, zentrale und exponierte Stellen zu nutzen.					
4. Raumaufteilungen und -gestaltungen begünstigen Kontaktaufnahme und Spielen in kleineren Gruppen.					
5. etc					

Beispiel einer WANJA-Chechliste zur Zielumsetzung¹

1) vgl. Projektgruppe WANJA 2000

Arbeiten mit der Checkliste: Arbeitsschritte²

1. Auswahl der zu bewertenden Arbeitsbereiche/„Kernaktivitäten“

Projektgruppe WANJA 2000

Hier geht es darum, sich im Team/ in der Qualitätsgruppe zu einigen, welche „Kernaktivität“ (also „Arbeit an den Rahmenbedingungen“, „Exploration“, „Konzeptarbeit“ etc.) als erstes in Angriff genommen werden soll. Zu Beginn der Qualitätsarbeit kann ein Team spontan diese Auswahl treffen (das Leichteste, das Schwerste, das, was am ehesten Einigkeit erwarten lässt etc.). Im Verlauf des Prozesses sollten jedoch alle Kernaktivitäten mit gleicher Sorgfalt abgearbeitet werden.

2. Inhaltliche Verständnisfragen zu den Qualitätskriterien klären

Die Qualitätskriterien sollten gemeinsam gelesen und inhaltliche Unklarheiten ggfs. mithilfe der Fachmoderation oder der Einführungstexte ausgeräumt werden. In diesem Arbeitsschritt sollte sich v.a. mit dem „Geist“ des Qualitätsmerkmals befasst werden, ohne dessen Berücksichtigung die Qualitätsarbeit verflachen würde.

3. Einzelbewertung

Jeder/jede MitarbeiterIn soll nun die Arbeit in Einzelarbeit anhand der Indikatorenliste bewerten. Dabei ist es wichtig, immer die gemeinsame Arbeit im Blick zu haben. Die Einzeleinschätzungen bewerten also weder nur die eigenen noch nur die Leistungen der KollegInnen. Bewertungen „in der eigenen Sprache“, Kommentare zu den Indikatoren und zur eigenen Wertung sollen unter der Sparte „Einschätzungen der eigenen Praxis“ notiert werden.

4. Sammlung der Wertungen

In der einrichtungsübergreifenden Qualitätsgruppe werden die Bewertungen team- und einrichtungsbezogen betrachtet. Zur Dokumentation dient eine schematische Übersicht „Ergebnissicherung der Einzeleinschätzungen...“. Mit wenig Aufwand sollen die Wertungen zusammengeführt und visualisiert werden.

5. Diskussion der Wertung/ des Verständnisses des Indikators

Nun soll sehr kleinschrittig jeder Indikator für sich zur Diskussion kommen, d.h. jede(r) MitarbeiterIn erhält die Gelegenheit, seine/ihre Bewertung, die damit verbundene Interpretation des Indikators und seine Übertragung in die Praxis mündlich zu erläutern. Den möglichst konkreten Praxisschilderungen und der argumentativen „Verteidigung“ der Wertung sollte bei diesem Arbeitsschritt ausreichend Raum gegeben werden

6. Bearbeitung von Auffälligkeiten in der Wertung

Der Vergleich der Einzel-Wertungen löst i.d.R. bereits Diskussionen aus. Diese können sowohl von differenten und auffällig negativen Wertungen ausgehen als auch von un- vermutet einvernehmlichen oder überraschend positiven. Hinter einer negativen Wer-

2) vgl. ebd

tung kann sich Unzufriedenheit mit der eigenen Arbeitsleistung ebenso verbergen wie Kritik an KollegInnen, Unmut über mangelhafte Kooperation, über schlechte Rahmenbedingungen etc.. Aber auch Auffälligkeiten über mehrere Indikatoren hinweg sollten beachtet werden, z.B. wenn der/die LeiterIn stets anders bewertet als das Team, oder ein Teammitglied stets positiver oder negativer als die anderen.

In den Arbeitsschritten 5 und 6 wird die Moderation und die aktive Mitarbeit der KollegInnen aus anderen Einrichtungen besonders wichtig. Die sachlich-fachliche Orientierung wird durch die Indikatorenvorgabe zwar unterstützt, dennoch sollten die Gruppenmitglieder sich auf eine gemeinsame Übungs- und Lernhaltung hinsichtlich wechselseitiger und offener Kritik verständigt haben. Die vordringliche Aufgabe der Moderation ist es, genügend Raum zu geben für die Vertiefung der Debatte (bis hinein in die pädagogische Reflexion) und ausufernde Diskussionen um z.B. hartnäckige Differenzen zu begrenzen.

7. Dokumentation der Diskussion und der offenen Fragen

Im dem bereits erwähnten Dokumentationsbogen zu den Einzelbewertungen findet sich die Sparte „Diskussion/Auffälligkeiten“. Hier wird abschließend die Diskussion in Stichworten festgehalten.

8. Zusammenfassende Bewertung von Stärken und Schwächen (Selbst- und Fremdeinschätzung)

Nachdem in der hier beschriebenen Weise alle Indikatoren einer Kernaktivität bearbeitet worden sind, nimmt die Gruppe eine auf die Kernaktivität bezogene Stärke-Schwäche-Beschreibung vor. Dies erfolgt sowohl in fremd- als auch selbsteinschätzender Perspektive.

Formulierung von Veränderungsnotwendigkeiten und Maßnahmen

Sind erst einmal die zentralen Stärken und Schwächen herausgearbeitet, liegt die Benennung von Veränderungsbedarfen zumeist auf der Hand. Veränderungsnotwendigkeiten, die in den Kompetenzbereich der Einrichtung fallen, können und sollen sofort in praktische und planende Überlegungen umgesetzt werden.

9. Themenspeicher für Konzeptentwicklung und Dialog mit Dritten

Die Diskussion um Veränderungen wird auch konzeptionelle Fragen tangieren, die in diesem Evaluationszusammenhang nicht zu Ende gedacht werden können. Die Vorhaben und mit ihnen zusammenhängende Fragen, die mit dem Träger, im Sozialraum oder mit der Jugendhilfeplanung verhandelt und abgesprochen werden müssen, werden in den Themenspeichern „Konzeptentwicklung“ bzw. „Dialog und Verhandlung“ eingetragen.

Im Anschluss an diese Bewertungsarbeit sollen die Verbesserungsmaßnahmen, die zügig und mit wenig personellem und finanziellem Aufwand umsetzbar sind, möglichst umgehend in die Alltagspraxis eingebracht werden.

Eine solche Checkliste ist geeignet, im Sinne der Selbstevaluation sich zu versichern, ob die definierten Ziele bei der Umsetzung berücksichtigt wurden. Die Items sind nicht allgemein verbindlich sondern sind abhängig vom pädagogischen Grundkonzept und den angestrebten Zielen. Zu einem Qualitätsmanagement gehört aber noch die Sicherstellung der inhaltlichen Selbstevaluation. Dazu schlagen die WANJA-Projektautoren noch eine weitere Checkliste vor:

Indikatoren	Einschätzung der eigenen Praxis	Trifft zu	Trifft eher zu	Trifft eher nicht zu	Trifft nicht zu
1. Die Evaluation fachlicher Qualität wurde vom Team zeitlich und inhaltlich strukturiert.					
2. In einer einrichtungsübergreifenden Arbeitsgruppe wurden regelmäßig die fachlichen Standards und die Selbstbewertungen diskutiert.					
3. Diese Arbeitsgruppe trug durch offene und konstruktive Kritik, durch Bestätigung guter Leistungen und Anregungen wesentlich zur Qualitätsentwicklung bei.					
4. Es gibt eine teaminterne Absprache über die Dokumentationsweise, die Ablage, die Zugänglichkeit der Unterlagen und die Protokollführung zur Qualitätsarbeit.					
5. Die Leitung oder ein beauftragtes Teammitglied kontrollierte die Umsetzungsplanung und thematisierte Stagnationen und „vergessene“ Konsequenzen.					
6. Festgestellte Veränderungsbedarfe mündeten in konkrete Umsetzungsplanungen.					
7. Festgestellte Stärken der Einrichtungen wurden ausgebaut und in der Konzeption besonders hervorgehoben (i.S. der Profil- und Leitbildentwicklung).					
8. Die Dialogbedarfe sind in die Planung von Kooperationen eingegangen.					
9. Konzeptionelle Schwächen wurden ggfs. Mit Hilfe von außen (Fachberatung, Supervision, kollegiale Beratung) bearbeitet und korrigiert.					
10. Etc.					

Das WANJA-Projekthandbuch enthält eine Fülle von Checklisten für die verschiedensten Bereiche der Kinder- und Jugendarbeit. Sie können als Anregung zur Übertragung auf die Bedürfnisse des eigenen Hauses benutzt werden, müssen aber bei kleineren Häusern sicherlich reduziert werden.

Wie die Autoren mitteilen, hat die Arbeit mit den entwickelten Checklisten aus der Sicht der Jugendarbeiter **positive Effekte** erbracht. Die eigene Arbeit konnte aus einer **neuen und fremden Perspektive** systematischer wahrgenommen werden, „Routinen und Selbstverständlichkeiten der alltäglichen Arbeit seien dadurch hinterfragt und aufgebrochen worden und neue Inhalte angeregt worden. Die vorgegeben Qualitätskriterien hätten die **teaminterne Diskussion** befördert und dazu beigetragen, die sonst eher diffusen und unausgesprochenen Qualitätsvorstellungen und Kritikpunkte an die eigene Arbeit zu thematisieren.

Ofter wurden konkrete **Veränderungsbedarfe** erkannt und Änderungsinitiativen ergriffen. So z.B. wenn Schwächen in der Konzeptentwicklung oder der Raumgestaltung deutlich wurden und entsprechende Handlungspläne zur Veränderung entwickelt und umgesetzt wurden.“ (Projektbericht WANJA 2000). Besonders wurde der Prozessnutzen betont, der aufgrund der Reflexion der pädagogischen Arbeit im Offenen Bereich/Treff dazu geführt habe, die Leistungen und Inhalte im jugendpolitischen Diskurs besser darzustellen.

Bei der Umsetzung zeigten sich aber auch durchaus **Schwierigkeiten** im Umgang mit den Instrumenten. Das Verlangen nach Vollständigkeit und die anspruchsvollen normativen Vorgaben führten bei einigen zur **Überforderung** und zu Unzulänglichkeiten. Qualitätssicherung zum „Nulltarif“ oder „Nebenbei“ gibt es nicht. Es muss ein entsprechendes Zeitbudget und die intensive Auseinandersetzung mit den Instrumenten gegeben sein. Als Erfahrungswert werden mindestens zwei Stunden pro Woche für die Qualitätsentwicklungsarbeit mitgeteilt, die fest eingeplant sein müssen. Es stellte sich auch heraus, dass zwischen kleinen und größeren Einrichtungen unterschieden werden muss. Kleinere Einrichtungen müssen die Vorgaben auf das für sie Mögliche reduzieren.

Verfahren zur Zielbestimmung

Das Qualitätshandbuch des Landesjugendrings Niedersachsen schlägt eine Reihe von Verfahren vor, mit dessen Hilfe sich die Arbeit auf den verschiedenen oben erwähnten Qualitätsdimensionen strukturieren lässt. Es handelt sich um eine Sammlung von Fragen zur Zielbestimmung, Bedürfniserhebung, Angebotsüberprüfung, Wirkungsmessung. Einige Beispiele sollen die Vorgehensweise verdeutlichen. Die Verfahren zur Zielbestimmung können die „**Konzeptqualität**“ verbessern.

Fragen zur Zielbestimmung:



Dieses Zielkreuz unterstützt bei der Planung von Angeboten die Reflexion über den Zusammenhang zwischen den eigenen (pädagogischen, persönlichen) Zielen und den Bedürfnissen der Zielgruppe. Ausserdem fragt es nach den gewünschten konkreten Ergebnissen und nach den beobachtbaren Kriterien zur Beurteilung der Zielerreichung.

In der folgenden Tabelle sind Fragen zusammengestellt, um die Vielfalt von Wahrnehmungen, Erwartungen und Befürchtungen zu ordnen und aus der **Situationsanalyse** Zukunft zu gestalten.

	POSITIV	NEGATIV
Gegenwartsbezogen IST	Befriedigende Aspekte heute: Was ist gut an der jetzigen Situation? Mit welchen Dingen bin ich zufrieden? Was sind Gründe, dass es gut läuft?	Unbefriedigende Aspekte heute: Wo gibt es im Moment Probleme, Unzufriedenheit, Konflikte? Was verhindert eine Verbesserung der Situation?
Zukunftsbezogen SOLL	Chancen in der Zukunft: Wo liegen Entwicklungsmöglichkeiten? Was sind unsere Potenziale? Welche Chancen haben wir noch nicht genutzt? Wo kann es hingehen?	Gefährdungen in Zukunft: Welche ungünstigen Entwicklungen zeichnen sich ab? Was passiert, wenn wir nicht handeln? Wo könnten Probleme, Schwachstellen auftauchen?

Andere Fragen wollen **Probleme** aufspüren und zur **Lösung** beitragen. Zunächst wird danach gefragt, welches Problem vorliegt und was das Ziel ist, welche hemmenden oder fördernden Bedingungen liegen vor und mit welchen Schritten, Methoden und Verantwortlichkeiten kann ein Lösungsweg beschritten werden.

Welche Probleme gibt es?	
Welche Gründe seht ihr?	
Welche Lösungsideen habt ihr?	
Was hemmt deren Umsetzung?	
Was fördert deren Umsetzung?	
Welche wollen wir angehen?	

Weitere Verfahren werden zur Wirkungsmessung vorgestellt. Ganz besonders wichtig dabei ist die Bildung von Indikatoren für das angestrebte Ziel. Über diese Indikatoren lässt sich die erzielte Wirkung näher bestimmen.

Das Bemühen des entwickelten Qualitätshandbuches besteht darin, die Mitarbeiter zu qualifizieren, selbst die richtigen Fragen zu stellen.

Wirkungsmessung

Als eine wesentliche Dimension der Qualitätssicherung wurde oben die „**Ergebnisqualität**“ genannt. Viele Fachkräfte handeln auf der Grundlage von Annahmen über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, wobei sie sie meist nur in Krisen oder bei besonderen Ereignissen hinterfragen. Ein einfaches Wirkungsmodell im Sinne von kausalen Zusammenhängen wird der komplexen Praxis der Jugendarbeit nicht gerecht. Kennzeichnend für das Ergebnis in der Sozialen Arbeit ist die Verantwortlichkeit von Produzent (Jugendarbeiter) und Koproduzent (Jugendliche). Sie bestimmen gemeinsam die Wirkungen. Es ist eher nach **Plausibilitäten** zu fragen, sofern die Ziele der Arbeit realitätsnah, selbstinitiiert, erreichbar, situationsspezifisch, konkret und operationalisierbar waren. Die Schwierigkeit der Wirkungsmessung darf nicht dazu führen, dass man darauf verzichtet, sondern es ist umso eher notwendig, sich der Aufgabe systematisch zu stellen. In der Praxis finden sich am ehesten Besucherstatistiken und Besucherbefragungen, die gelegentlich (z.B. einmal jährlich) stattfinden. Systematische Evaluationen der einzelnen Angebote finden sich dagegen eher spärlich, es sei denn in mehr oder weniger unverbindlichen „Nachbesprechungen“. Doch gerade dadurch wird der Zusammenhang zwischen angestrebten Zielen und Handlungen deutlich.

Damit über das Ergebnis etwas ausgesagt werden kann, müssen zunächst auf der Basis der Ziele Indikatoren gebildet werden. Dazu ist die Frage zu stellen „woran ist zu erkennen, dass die Ziele praktisch umgesetzt worden sind?“

In dem folgenden Beispiel des „Büros für freie Kultur- und Jugendarbeit Dresden“ wird mittels Selbstevaluation ein Vergleich der Einrichtungsziele (Leitbild) mit dem tatsächlich Erreichten vorgenommen:

Wirkungskriterien	Trifft zu	Angebot der Einrichtung	Wodurch erfüllt das Angebot die Wirkung
Förderung d.kulturellen Teilhabe			
Förderung d.kulturellen Bildung			
Förderung d.kulturellen Eigenleistung bzw. Eigeninitiative			
Attraktivitätssteigerung d. kulturellen Angebotes			
Soziale Integration v. Randgruppen oder Benachteiligten			
Sonstige			
.....			
.....			

In dem Beispiel des „Büros für freie Kultur- und Jugendarbeit Dresden“ wird mittels Selbstevaluation ein Vergleich der Einrichtungsziele (Leitbild) mit dem tatsächlich Erreichten vorgenommen

Qualitätsentwicklung in luxemburgischen Jugendhäusern

Am folgenden Beispiel zweier Jugendhäuser kann exemplarisch die Entwicklung, Implementation und Umsetzung einer Qualitätssicherung im Jugendhaus aufgezeigt werden. Das Jugendhaus „Woodstock“ stellte 1999 erste Überlegungen zur Qualitätssicherung an. Anlass dazu waren rückläufige Besucherzahlen und Problemfälle, die die Frage nach den Angeboten und nach den vorhandenen Bedürfnissen stellten. Dies löste einen **Qualitätsentwicklungsprozess** aus, der sich analytisch in folgende Phasen unterteilen lässt:

- Schriftliche Konzepterstellung
- Bildung eines Qualitätszirkels

- Entwicklung von Qualitätssicherungsinstrumenten
- Entwicklung der Öffentlichkeitsarbeit

Die einzelnen Phasen sind nicht streng von einander abgegrenzt, sondern gehen teilweise ineinander über und laufen z.B. als Konzeptarbeit auch durch.

Das schriftliche Konzept lehnte sich an einige theoretischen Positionen von KRAFFELD an und legte die Grundangebote des Hauses fest:

- Offene Angebote
- Aktivitäten und Projekte
- Information, Beratung und Hilfe.

In Anlehnung an KRAFFELD (1992) legte man einige Prämissen des Konzeptes fest wie Niederschwelligkeit des Angebots, Besucherorientierung, Vernetzung mit dem Gemeinwesen (z.B. Vereine, Gemeinde, andere Jugendhäuser u.a.), Partizipation der Besucher bei der Entwicklung des Angebots, Ausrichtung der strukturierten Angebote. Noch ist das Konzept sehr allgemein. Die Ziele müssten noch besser herausgearbeitet und operationalisiert werden, wie dies oben am Beispiel des Landesjugendrings vorgestellt wurde.

Im Kontakt mit anderen Jugendhäusern zeigte sich schnell, dass es gemeinsame Fragestellungen gibt. Das Jugendhaus „Woodstock“ und „Am Quartier“ bildeten einen Qualitätszirkel, in dem mit externer Hilfe erste Qualitätssicherungsinstrumente entworfen wurden. Der regelmäßige Austausch zwischen den beiden Jugendhäusern wurde als besonders hilfreich empfunden und führte zu einer Qualitätsentwicklung „von unten“. Die beschränkten personellen Ressourcen erforderten eine Reduktion (gemessen an den im Projekt WANJA formulierten Vorgehensweisen) und eine Konzentration auf ein verbessertes Wissen über die Besucher, die Bewertung der Angebote und eine Qualifizierung der Hilfesprache.

Heute stehen den Häusern mehrere Instrumente zur Qualitätssicherung zur Verfügung, die regelmäßig eingesetzt werden und zwischendurch aufgrund der Erfahrungen modifiziert wurden. Die Ergebnisse dienen

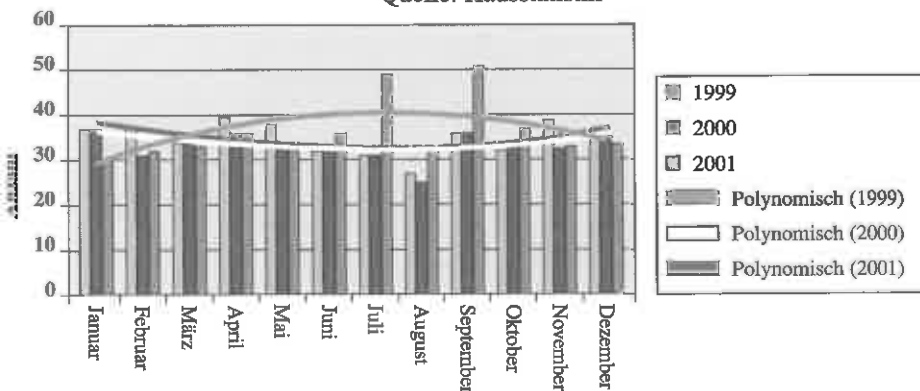
- der Angebotsreflexion und Planung,
- strukturierteren und zielorientierten Teambesprechungen,
- dem Vergleich zwischen den Jugendhäusern und dem strukturierten Erfahrungsaustausch,
- sowie der Außendarstellung der Arbeit.

Instrument	Erhebungsintervall	Inhalt	Form
Besucherstatistik	Täglich	Besucherzahl, Öffnungszeiten	schriftlich durch Mitarbeiter
Angebotevaluation	im Anschluss an Angebot	Besucherdaten, Bewertung	anonym, schriftlich durch Besucher
Dokumentation der Hilfesprache	im Anschluss an das Hilfesprache	Situationsanalyse, Lösungsvorschlag	schriftlich durch Helfer
Besucherbefragung	Jährlich	Besucherdaten, Motivation, Einzugsgebiet, Bewertung, Wünsche	Schriftlich durch Besucher
Qualitätszirkel	nach Vereinbarung	Inhaltlicher Austausch über Regeln, Sanktionen, Besucherstärke/-struktur, Besondere Problemfälle und Lösungen, Erfahrungen über Hilfesystem, gute/schlechte Aktivitäten, Finanzierung, Mitarbeiterführung	Gesprächskreis: Leitung mehrerer Jugendhäuser
Außendarstellung			Homepage, Jahresbericht, Gespräche mit Träger, Gemeinde und ortsansässigen Vereinen

Die Besucherstatistik gibt Auskunft über die Entwicklung der Besucherzahlen nicht nur über das ganze Jahr, sondern erlaubt auch eine längerfristige Beurteilung.

Besucherstatistik 1999-2001 Woodstock

Quelle: Hausstatistik

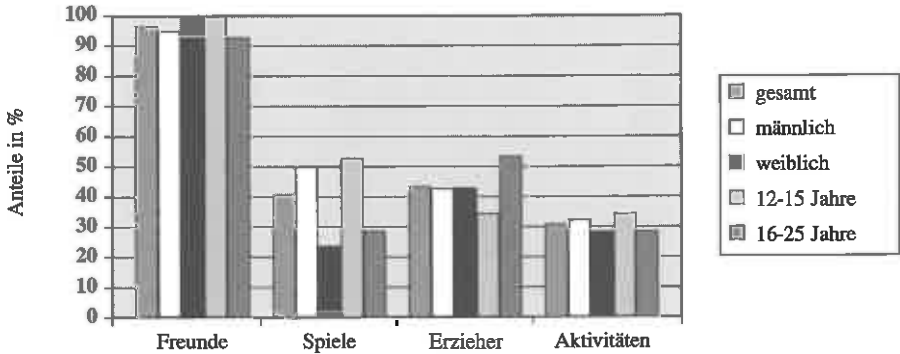


Mit der Besucherbefragung sollten Erkenntnisse gewonnen werden über:

- Struktur der Besucher wie Alter, Nationalität, Geschlecht, Vereinsmitgliedschaft
- Einzugsgebiet
- Besuchsfrequenz und Motivation für den Besuch
- Zufriedenheit mit Öffnungszeiten, Aktivitäten, Hilfeangeboten
- Wünsche
- Freizeitaktivitäten außerhalb des Hauses

Was ist Dir am Jugendhaus wichtig?

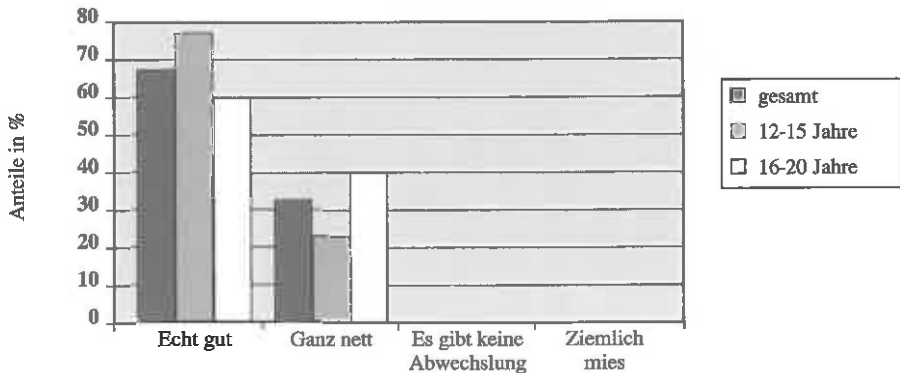
Quelle: Gesamtumfrage 2001



Wie die Frage nach der Bedeutung des Jugendhauses für die Besucher zeigt, sind es vor allem die Kontaktmöglichkeiten mit den Gleichaltrigen, die die Attraktivität ausmacht.

Wie bewertest Du das Gesamtangebot des Jugendhauses?

Quelle: Gesamtumfrage 2001



In der allgemeinen jährlichen Besucherumfrage wird das Gesamtangebot von den Besuchern eingeschätzt. Um über diese allgemeine Stimmungslage hinausgehend eine Rückmeldung zu den Einzelangeboten zu erhalten, wird regelmäßig am Ende einer Aktivität eine Einschätzung vorgenommen. Dies erlaubt bereits für die nächste Aktivität Konsequenzen zu ziehen.

Der Aktivitätsbogen umfasst folgende Merkmale:

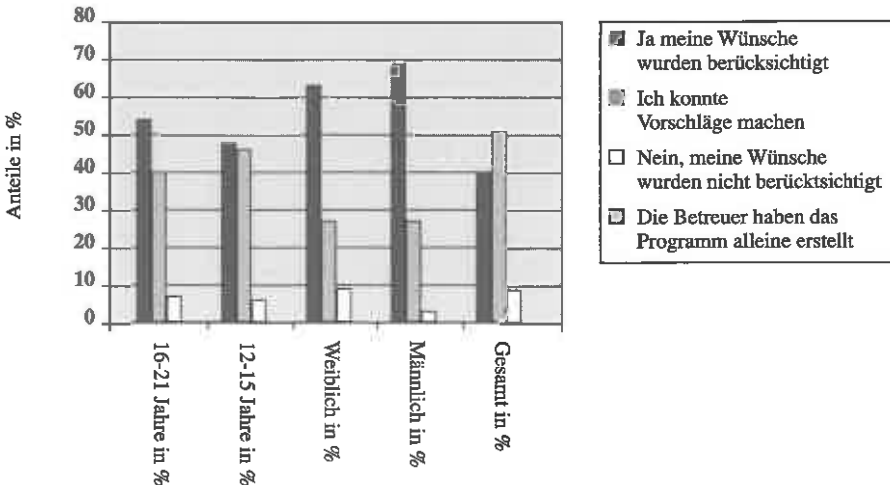
- Besucherdaten
- Nutzungsfrequenz
- Zufriedenheit mit dem Zeitpunkt des Angebots
- Zufriedenheit mit Beteiligung
- Motivation für die Teilnahme
- Bewertung des Angebots
- Änderungswünsche

Beispiele:

Wie die Frage nach der Motivation zur Teilnahme an dem Angebot zeigt, ist neben der Attraktivität des Inhaltes auch der Freundeskreis bedeutsam.

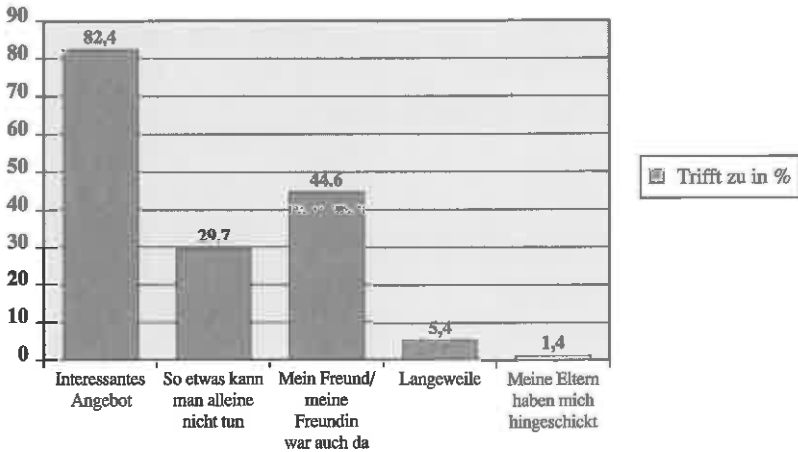
Wurden Deine Wünsche und Vorstellungen bei der Angebotserstellung berücksichtigt?

Quelle: Umfrage Aktivitäten 2001



Warum warst du heute bei dem Angebot dabei?

Quelle: Umfrage Aktivitäten 2001



Die Frage nach den Mitgestaltungsmöglichkeiten der Teilnehmer zeigt einerseits noch Potential zur Intensivierung, andererseits auch geschlechts- und altersspezifische Unterschiede. Gerade solche Informationen können in die unmittelbare Angebotsplanung und -praxis eingehen.

Neben den Freizeit-, Bildungs- und kulturellen Angeboten spielt im Jugendhaus in nicht unerheblichem Masse auch die Beratung und Hilfe in Krisensituationen eine Rolle. Im Alltagsbetrieb des Jugendhauses gehören Beratungs- und Hilfesgespräche zu den täglichen Aufgaben. Meist jedoch handelt es sich bei diesen Hilfen um Gespräche, die in der Funktion des „offenen Ohrs“, also als kurze „Tür- und Angelgespräche“, durchgeführt werden. Die Jugendlichen holen sich Rat für ihre Alltagsprobleme; kennzeichnend für diese Gespräche ist der informelle Charakter. Diese Gespräche werden nicht dokumentiert. Daneben gibt es bei gewichtigeren Problemstellungen oder auf Wunsch auch intensivere Beratungsgespräche. Diese werden dokumentiert. Die eingeführte Dokumentationspflicht zwingt zur genaueren und systematisierteren Analyse der Ist-Situation sowie zur intensiveren Auseinandersetzung mit den Lösungsmöglichkeiten. Gleichzeitig dient sie als Grundlage für die Teambesprechungen.

V. Zusammenfassung

Hat die Qualitätsdiskussion für Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit einen Nutzen? Sichtet man die vorliegenden Erfahrungen, so wird als Hauptnutzen die Reflexion der eigenen Praxis genannt. Der in Gang gekommene Prozess bei der Entwicklung von Qualitätssicherungsinstrumenten (z.B. Fragebögen) wird als hilfreicher als das Pro-

dukt selbst gesehen. Die Ergebnisse der Fragebögen bringen also eher etwas Zusätzliches. Diese Erfahrungen unterstützen die These verschiedener Autoren (z.B. Maja HEINER, Reinhardt WOLF), dass Verfahren zur Unterstützung des einrichtungsinternen Dialogs, also selbstevaluierende Verfahren einer Fremdevaluation vorzuziehen sind. Grundlage der Qualitätsentwicklung ist die Operationalisierung der Ziele, die daraus folgende Ableitung der Handlungen und das Ganze in schriftlicher Form. Im Ergebnis wird die eigene Praxis strukturierter und die Handlungsweisen begründeter.

Die Erfahrungen zeigen aber auch, dass Qualitätsarbeit nur fest eingebaut werden kann, wenn sie als ein Grundbestandteil der pädagogischen Arbeit begriffen wird und Ressourcen dafür zur Verfügung stehen. Dies dürfte für kleine Einrichtungen ein besonderes Problem darstellen. Bei zwei bis drei Mitarbeitern sind die Kapazitätsgrenzen schnell erreicht. Hier könnte der Verbund mehrerer kleiner Einrichtungen helfen, wie dies von den beiden Jugendhäusern Woodstock und „Am Quartier“ bereits praktiziert wird. Auch zeigen die Erfahrungen, dass häufig ein Anstoß von außen notwendig ist. Fortbildung könnte durch das Nahebringen verschiedener Strategien der Qualitätsentwicklung Impulse vermitteln. Das Herstellen eines Grundverständnisses über Qualität in der Jugendarbeit und Kenntnisse einiger theoretischer Grundlagen wird als Voraussetzung für die Einführung bezeichnet.

Wie die vorgestellten Beispiele zeigen, ist die Einführung und Umsetzung eines Qualitätsmanagementsystems mit einem erheblichen Aufwand verbunden. Die in den Modellprojekten entwickelten Verfahren sind unter optimalen Bedingungen entstanden. Es wird noch ein weiter Weg bis zur Einführung in durchschnittliche Jugendhäuser erforderlich sein. Diese verfügen derzeit sicherlich nicht über die erforderlichen Ressourcen. Es wird daher wohl eine Reduzierung der Ansprüche nötig sein, wie dies die beiden luxemburgischen Jugendhäuser getan haben.

Generell lässt sich folgender Nutzen erwarten:

- Offene Kommunikation über das Verständnis von einer guten Arbeit.
- Konzeptionelle Klarheit über Ziele und die Gestaltung der pädagogischen Prozesse.
- Gemeinsam entwickelte und vereinbarte Qualitätsstandards.
- Klarere Auswertungskriterien für die eigene Arbeit.
- Selbstbewusste Darstellung der eigenen Arbeit gegenüber anderen.
- Klarer und kompetenter Umgang mit Politik und Öffentlichkeit.
- Und, wichtig, mehr Gewissheit und Klarheit über die tatsächlich erzielten Erfolge.

Der Hauptnutzen liegt im also Prozess, der ständigen Auseinandersetzung mit sich, den Teammitgliedern, der Institution, den Besuchern und den externen Anforderungen und Erwartungen.

Literatur

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (HRSG.): *QS- Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe*. Heft 1-36. Bonn.

HEINER, M. (HRSG.) 1998: *Experimentierende Evaluation*. Ansätze zur Entwicklung lernender Organisationen. Weinheim und München.

HEINER, M. 2000: *Interne Evaluation zwischen institutioneller Steuerung und pädagogischer Reflexion – Sieben Thesen*. In: Müller-Kohlenberg, H. u.a. (Hrsg.): *Qualität von Humandienstleistungen*. Opladen.

KRAFELD, FRANZ-JOSEF 1992: *Cliquenorientierte Jugendarbeit*. Weinheim.

KULTURBÜRO DRESDEN 2001: „*Was Qualität ist bestimmen wir alle*“. Dokumentation des Fachseminars „Qualitätsentwicklung in der Jugendhilfe“. Dresden.

LANDESJUGENDRING NIEDERSACHSEN 2002: *Handbuch zur Qualitätsentwicklung in der Jugendverbandsarbeit*. Hannover.

MEINHOLD, M. 1997: *Qualitätssicherung und Qualitätsmanagement in der Sozialen Arbeit*. Freiburg i. B..

PROJEKTGRUPPE WANJA 2000: *Qualität sichern, entwickeln und verhandeln*. Handbuch zum Wirksamkeitsdialog in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Münster.

Die Autoren

Diethelm Damm, Dr., war im Jugendalter ehrenamtlich im Bund Deutscher Pfadfinder und in einem politischen Jugendclub aktiv. Studium der Politikwissenschaft, Germanistik und Psychologie in Marburg, Berlin und München. Vier Jahre Referent für politische Bildung beim Hessischen Landesjugendring. Danach 20 Jahre Handlungsforschung als wissenschaftlicher Referent beim Deutschen Jugendinstitut (DJI). Seit 1995 wissenschaftlicher Referent und Vorsitzender des Instituts für Selbstorganisation und betriebliche Selbstverwaltung (ISO), einem 1987 selbst mitgegründeten gemeinnützigen e.V. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Erprobung, Beratung und Evaluation von Modellprojekten im Bereich der Jugendarbeit (z.B. Jugendbildungsstätte Alte Schule Anspach, BASA-Stiftung zur Förderung von Jugendarbeit und Jugendforschung), der Jugendberufshilfe (z.B. Lernwerkstatt in der Krebsmühle) und von Ressourcen- und Innovations-Netzwerken (z.B. Finanzierungsnetzwerk cash coop, Bundesinitiative „Unternehmen: Partner der Jugend“ (UPJ)). Z.Z. Entwicklung und wissenschaftliche Begleitung des Hessischen Innovationsnetzwerks Selbstorganisation (HINS), in dessen Kontext auch das hessische UPJ-Regionalbüro angesiedelt ist.

Christof Mann, Dipl. Päd., 1995-1998 studienbegleitende Mitarbeit bei verschiedenen Projekten der Forschungsstelle für Regionale Jugendhilfeforschung unter Dr. M. Schenk (u.a. Mitarbeit an sozialpädagogischen Forschungs- und Entwicklungsarbeiten in Luxemburg: Evaluation sozialer Dienste des Caritasverbands, Forschungsarbeiten zur Heimerziehung). 1998-2002 Aufbau und Leitung des Jugendhaus „Woodstock“ Walfer (Caritas jeunes et familles A.s.b.l.). Seit Oktober 2002 Angestellter des Jugenddienstes der Stadt Luxemburg mit dem Arbeitsschwerpunkt „Jugendkommunalplan“.

Manfred Schenk, Dr., ist seit 1975 Hochschullehrer an der Universität Trier. Spezialgebiete: Planung & Management, Evaluation sozialer Dienste, Institutionen und Methoden der Sozialpädagogik. Im Rahmen der Leitung der Forschungsstelle für Regionale Jugendhilfeforschung Durchführung zahlreicher Projekte im Bereich der Jugendhilfe- und Sozialplanung, Organisationsentwicklung, wissenschaftliche Begleitung und Evaluation von sozialpädagogischen Modellen. Durchführung von sozialpädagogischen Forschungs- und Entwicklungsarbeiten in Luxemburg: Evaluation sozialer Dienste des Caritasverbands, Analyse der Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen in Luxemburg, Forschungsarbeiten zur Heimerziehung, Evaluation in der Jugendarbeit, kommunale Sozialberichterstattung, wissenschaftliche Begleitung verschiedener EU-Projekte.

Marthy Schmit, Erzieherin, ab 1980 Mitarbeiterin im Kinder- und Jugendheim Institut St. François Grevenmacher in einer altersgemischten Gruppe. Ab 1985 Mitarbeiterin des Jugendhaus „Remmi-Demmi“ (Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l.). Seit 1992 Aufbau, Konzeption und Leitung des Jugendzentrums „Am Quartier (Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l.).

Hiltrud von Spiegel, Dipl. Sozialpäd., Dipl. Päd., Prof. Dr., Professorin am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Münster. Praxis in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Schwerpunkte: Methodisches Handeln, Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation in der Jugendhilfe, Offene Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. 1973 bis 1978 Tätigkeit in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. 1978 - 1997 Lehre an der Fachhochschule Bielefeld; seit 1997 Lehre an der Fachhochschule Münster.

Waldemar Vogelgesang, Diplom-Soziologe, Dr., wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Trier im Fach Soziologie. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Jugend-, Medien- und Bildungssoziologie sowie der Kultur- und Lebensstilforschung. Er ist Mitbegründer der interdisziplinären AG Jugend- und Medienkultur, die seit 1995 empirisch im Bereich Medien- und Kulturforschung arbeitet.

Ausgewählte Veröffentlichungen zum Thema Qualitätssicherung im Internet:

Beitrag der deutschen Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter:

Qualität in der Jugendarbeit

http://www.lwl.org/LWL/Jugend/Landesjugendamt/Service/mitteilungen/mitteilungen_148/997951724_10/m148_QE_in_Jugendarbeit.pdf

Beitrag des Jugendamtes der Landeshauptstadt Dresden:

Projektbeschreibung: Qualitätsentwicklung in offenen Jugendtreffs

<http://www.netzwerk-dresden.de/Service/Newsletter/Newsletter12-2001.pdf>

Beitrag des Landesjugendrings Niedersachsen:

Handbuch zur Qualitätsentwicklung in der Jugendverbandsarbeit

<http://www.ljr.de/qualitaet/>

Beitrag des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe:

Dokumentation der Fachtagung „Qualitätsentwicklung“

<http://www.kjr-pi.de/materialien/pdf/fachtagung.pdf>

Beitrag des Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg

Grundsätze der Förderung von Beratungsangeboten in der Jugendarbeit ...

http://www.lja.brandenburg.de/service/empfehlungen/jugendarbeit/qualitaet_von_beratung.pdf

Beitrag des österreichischen Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft

Leitfaden zur Selbstevaluation

http://www.nachhaltigkeit.at/bibliothek/pdf/leitfaden_selbstevaluation.pdf

Beitragsreihe „QS“ des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend:

QS 01: Evaluation der kulturellen Kinder- und Jugendarbeit

http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30439.htm

QS 02: Bundesinitiative Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe

http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30440.htm

- QS 03: Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung in der Jugendverbandsarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30443.htm
- QS 04: Qualitätsmanagement in der Jugendverbandsarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30444.htm
- QS 05: Qualitätssicherung in der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27492.htm
- QS 06: Qualitätsstandards in der Jugendsozialarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27493.htm
- QS 07: Qualitätsanforderungen in der Jugendsozialarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27494.htm
- QS 08: Ehrenamtliche Tätigkeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30446.htm
- QS 09: Qualität und Qualitätsstandards
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30447.htm
- QS 10: Qualitätssicherung durch Zusammenarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27495.htm
- QS 11: Evaluation der sozialpädagogischen Praxis
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30449.htm
- QS 12: Qualitäts-Controlling eines Trägers in der internationalen Jugendarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27498.htm
- QS 13: Prozessorientierte Qualitätssicherung in der politischen Bildung durch thematisch zentrierte Evaluation
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30450.htm
- QS 14: Qualität fängt beim Vorstand an
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_30451.htm
- QS 15: Qualität schaffen
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27499.htm
- QS 16: Ergebnisse des Qualitätssicherungsprozesses im Jugendhaus Düsseldorf e. V.
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27500.htm
- QS 17: Keine Qualität ohne Qualifizierung
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27501.htm

- QS 18: Qualitätsmanagement in der Caritas – Jugendhilfe GmbH, Köln
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27502.htm
- QS 19: Leitfaden für Selbstevaluation und Qualitätssicherung
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27503.htm
- QS 20: Qualitätssicherung im Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27520.htm
- QS 21: Zielfindung und Zielklärung – ein Leitfaden
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27523.htm
- QS 22: Qualitätsprodukt Erziehungsberatung
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27525.htm
- QS 23: Qualitätsprofile verbandlicher Jugendarbeit
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27527.htm
- QS 24: Selbstbewertung des Qualitätsmanagements – eine Arbeitshilfe
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27528.htm
- QS 25: Zielorientierte Zusammenarbeit von Zuwendungsgebern und Zuwendungsnehmern
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27529.htm
- QS 26: Vom Leitbild zur kontinuierlichen Qualität
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27530.htm
- QS 27: Auswertung von Seminaren und Tagungen
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27532.htm
- QS 28: Leitfaden für Qualitätsbeauftragte
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27534.htm
- QS 29: Zielgeführte Evaluation von Programmen – ein Leitfaden
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27535.htm
- QS 30: Qualitätsentwicklung in der ambulanten Kinder- und Jugendhilfe
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27536.htm
- QS 31: ProFiL Frauen in Leitungspositionen – Trainingsleitfaden
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_27537.htm
- QS 32: Professionalisierung von Non-Profit-Dienstleistern
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_28771.htm
- QS 33: Qualitätsentwicklung durch kollegiale Visitationen
http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_50668.htm

QS 34: Die Balanced Scorecard in der Jugendarbeit

http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_55103.htm

QS 35: Perspektiven in der Evaluation der Kinder- und Jugendhilfe

http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_65781.htm

QS 36: Empowerment in Jugendbildungsstätten

http://www.bmfsfj.de/dokumente/Bestellservice/ix_65783.htm

Instrumente der Selbstevaluation der Jugendhäuser von Caritas Jeunes et Familles A.s.b.l.

<http://www.quartier.lu/qualitaet/>

<http://www.woodstock.lu/docs/>